

DER MARIENBOTE

Juni 1960



Mein Gott, wie schön ist deine Welt:
der Wald ist grün, die Wiesen blühn,
die großen Ströme ziehn dahin,
von Sonnenglanz erhellt;
die Wolken und die Winde fliehn,
das Leben rauscht und braust dahin.
Mein Gott, wie schön ist deine Welt,
wie schön ist deine Welt!

Mein Gott, wie schön ist deine Welt:
die Vögel jauchzen hoch hinauf,
und niemand hemmt der Tiere Lauf
da draußen auf dem Feld.
Die Sonne bringt den Tag herauf,
die Nacht erhellt der Sterne Lauf.
Mein Gott, wie schön ist deine Welt,
wie schön ist deine Welt!

Mein Gott, wie schön ist deine Welt:
der liebe Mensch mit Blut und Geist,
der seinen Schöpfer lobt und preist,
weil es ihm wohlgefällt.
Wie leuchtet alles weit und breit
und kündet deine Herrlichkeit!
Mein Gott, wie schön ist deine Welt,
wie schön ist deine Welt!

Mein Gott, wie schön ist deine Welt:
drum laßt uns allzeit fröhlich sein,
und brechen die Gewitter ein,
dann sei uns zugesellt;
dann lösch dein gutes Licht nicht aus
und bleibe wie ein Gast im Haus,
mein Gott in deiner schönen Welt,
in deiner schönen Welt!

Georg Thurmair

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

28. Jahrgang Juni 1960, Battleford, Sask. No. 9

Dies und Das

"Fahrt ins Blaue" Ende Juni beginnen die großen Schulferien, und damit auch die Fahrten in den Urlaub oder einfach "ins Blaue". Naturliebe ist nicht nur des Deutschen Eigenschaft. Hier bei uns in Canada fährt jeder, dem es möglich ist, wenigstens zum Wochenend in die Wälder, in die Berge, oder irgendwohin an einen stillen See. So eine Wochenreise ist zur eifrigst gepflegten Überlieferung geworden, der sich auch der Deutsche in Canada gerne anschließt. Es beginnt das Wochenend in vielen Fällen bereits am Freitag Nachmittag oder Abend, und es endet in der Nacht von Sonntag auf Montag. Der Ausdruck "Fahrt ins Blaue" ist zwar nur uns Deutschen bekannt, das "Blausein" bei der Heimfahrt ist jedoch ein national und politisch unabhängiger "Spaß", dem unsere Leute nicht abgeneigt sind. Mit der Sache, dem Leben "fest und nüchtern" ins Angesicht zu schauen, ist am Ende des Wochenendes nicht viel los. Die Geschichte der Autostraßen ist erschauernd. Und das hat seine Gründe.

Obwohl hier alles zum Wochenend ins Freie fährt, behauptet der Deutsche, daß er dieses mit viel mehr Gemüt als alle anderen Canadier tue. Beim Deutschen komme das Denken und Dichten viel mehr zum Vorschein, erzählte uns jemand. Wir haben auch schon so etwas gesehen. Saß da eine Gruppe unserer Leute im Schatten grüner Bäume, ganz in Handgriffsnähe allerlei Erfrischung versprechender Bierflaschen im kühlen Wasser, während die herumliegenden bereits leeren Flaschen darauf hindeuteten, daß man es mit wirklicher Innigkeit zu tun hatte, als man die guten Leute kräftig und herzlichst singen hörte: "Ich bin allein auf weiter Flur, noch eine Morgenglocke nur, und Stille nah und fern!"

Das hat nicht ganz gestimmt. Weder das mit der Morgenglocke noch das mit dem Alleinsein und der Stille nah und fern. Doch darum ging es ja auch gar nicht. Es handelte sich hier um das Gemüt und um ein gelöstes Aufgehen in ergreifendes Empfinden.

"Und Stille nah und fern, das ist der Tag des Herrn!"

Fragt man den Deutschen nach dem "Tag des Herrn", dann kommt er gern ins Disputieren. So etwas liegt ihm, da ihm, wie schon gesagt, Kunstgenuß an Dichterworten und tiefes Denken immer zusammengehören. Und so kann man allerhand hören.

Wie sind wir zum Beispiel darauf gekommen, den Sonntag, den Tag des Herrn, zum Hauptteil des Wochenendes zu erklären? Nach christlicher Auffassung ist der Sonntag doch gar nicht das Ende, sondern der Anfang der Woche. Der heilige Anfang mit Gott und vor Gottes Altar eines neuen Siebentagewerkes des Menschen. Mit einem ganzen Tag des Herrn (Offb. 1:10) beginnt

der Mensch jede Woche seines Erdenlebens. Ruhetag ist der Sonntag, das stimmt. So hat Gott selbst es eingerichtet. Doch ein Tag, an dem man Ruhe haben will von jeder Pflicht, Ruhe besonders von Kirchgang und Gott, ist halt nichts anderes als Gott-leerer, gottloser Menschentag.

Haben wir das Recht, uns einen solchen Tag zu schaffen?

Ruhetag ist der Sonntag, doch nicht ein Tag des Gar-nichts-Tuns. "Es werde Licht!", sprach Gott am ersten Schöpfungstag, und: "Schaffe Licht!" ist Sein Gebot für den Sonntag der Menschen. Gott ist das Licht, der Mensch aber soll Ihm Ebenbild sein. Auch er soll Licht sein. Licht von Gott. Es kommt dem Menschen dieses Licht, wenn er, der Christliche, sich "am ersten Tag der Woche zum Brotbrechen" (Apg. 20:7) versammelt, um sich sein Glauben und Hoffen und Lieben mit neuer Gnade durchfüllen zu lassen. Wir brauchen es fürs Werk der ganzen Woche, die dem Sonntag folgt. Dieses Werk wird ja nicht nur im "Werk" geleistet, in der Fabrik, im Büro oder im Geschäft. Es ist immer ein Werk für Menschen getan, für Weib und Kind und viele andere. Bei diesem Wochenwerk handelt es sich immer um die große Frage: Worum geht es dir als Mensch, ums Geldverdienen allein oder um wirklichen Menschendienst aus Pflichtgefühl und Christentum?

Diese Frage wird selbstverständlich selten nur besprochen. Von ihrer Antwort hängt vieles ab. Sie stellt uns immer bloß. Sie stellt uns vor unseren Bekanntenkreis entweder im offenen Bekenntnis zum Christlichen, oder aber in einem Bekenntnis zur modernen Los-von Christus-Bewegung.

Oftmals sucht man jedes klare Bekenntnis zu diesem oder zu jenem dadurch zu umgehen, daß man behauptet, Gott in der freien Natur viel inniger zu erleben als in der Kirche. Es kann schon so etwas geben, daß man sich in Wald und Bergen ganz nahe seinem Schöpfer fühlt. Selbst die Heiligen erzählen uns davon. Nur, daß sie allemal hinzufügen, daß es in Gottessachen mit dem Gefühl allein nicht getan ist. Von der Weisheit der Heiligen wiederum meint der geistvolle G. K. Chesterton: "Ich empfehle, dieselbe Gerechtigkeit den christlichen Heiligen angedeihen zu lassen wie den heidnischen Weisen." Damit hat Chesterton einen Satz ausgesprochen, dem nachzusinnen es sich wirklich lohnt. An so einem Satz kann man zum "Denker" werden.

Den Heiligen ging es immer um die Gottesnähe. Sie wußten aber auch, worum es sich bei jeder Begegnung mit Gott handelt. Wenn Gott uns einmal nahe kommt, dann ist Er, nach Seinem eigenen Wort, immer einladend da: "Nähert euch Gott, und Gott wird sich euch nähern" (Jak. 4:8). Es läßt sich der Ewige weder finden noch ergreifen "im Rauschen der Wälder, im Blau der Berge und Lüfte." Dort sind wohl Spuren, die hinführen zu Ihm. Sinnt man diesen Spuren richtig nach, dann erst kommt man auf das Richtige: Es offenbart sich Gott in Seiner Schöpfung, vom kleinsten Blütenstaubkörnlein bis zum höchsten der Berge und zur gewaltigsten der Wogen. Zu sehen und zu ergreifen ist Er aber nur in der herrlichsten Krone Seines Schöpfungswerkes. Und das ist Christus Gott, der Mensch gewordene.

In Christus trifft der Mensch seinen Gott, durch Christus und aus Christus kommt dem Menschen das Erhebende bis in die Himmel.

Das ist nun selbstverständlich wieder Religion. Doch ohne Religion geht es eben nicht, weil es, ganz einfach gesagt, nie ohne Gott geht. Diese Feststellung wird jedoch, wenn auch nicht immer in Worten, so doch durch unsere Art und Weise zu leben, zu denken und zu urteilen, stark bezweifelt. Es geht bei vielen ohne Gott. Sie kommen voran, sie leben nicht schlecht, sie behaupten sich durch Arbeitskraft, Willensenergie und Intelligenz, und Gott fehlt ihnen gar nicht. Jedenfalls nicht so schmerzlich wie das Geld ihnen fehlt, wenn es einmal nicht da ist.

Fülle kann schmerzlich werden, Leere nicht.

Zur echten Fülle gehört auch die Tugend. Der Leere ist die Tugend fremd. Es war früher einmal der Ehrgeiz vieler Leute, sich irgendwie ein "von" zu erwerben, das man seinem Namen voranstellen konnte. Man ließ sich außerordentlich gern "von Soundso" nennen. Dieses "von" sollte von edler Abstammung zeugen, und wenn nicht von Abstammung, so doch wenigstens von einem Adel, der staatlich, öffentlich und gerichtlich anerkannt war. Wer "von"hieß, hatte etwas von der Kultur deutscher Ritterschaft an sich, und Ritterschaft war immer edel. Dem wahren Ritter alter Zeiten war Reichtum edler Sitten vorgeschrieben. Tugend, und zwar echt christliche Tugend, war der Glanz seiner Kultur.

Das ist nun freilich anders geworden. Unser Begriff von Bildung und Kultur bezieht sich gar nicht mehr auf so etwas wie Tugend, und schon ganz und gar nicht mehr auf rein christliche Tugend. Erziehung zur Tugend gehört auch nicht mehr in unsere Schulpläne. Ein Zeichen, wie ernst es uns mit unserer Überzeugung ist, daß nicht nur Religion, sondern auch Tugend im Leben — Privatsache sei.

Der alte Grieche Aristoteles und nach ihm der gelehrte St. Thomas sprachen von einer Tugend, die sie das "Geschmeide aller Tugend' nannten. Sie gaben ihr den Namen Hochgemutheit. Diese Tugend der Hochgemutheit ist der Untugend des Hochmutes ganz und gar entgegengesetzt. Der Hochmut geht ja bekanntlich nicht sehr hoch, und Mut zum selbstlos Guten hat er überhaupt nicht. Die Hochgemutheit dagegen mutet sich das Größte zu, und immer auch das Schwerste. Sie geht soweit, Gott von Gott erlangen zu suchen, immer und in allen Lagen. Selbst wenn es bitter wird, freut sie sich, "daß Lebensmut, o Gott, Dein Wort mir gibt" (Ps. 118:50).

Zeitungen aus Deutschland berichten, daß "dieser Tage aus Stuttgart über die Bundesrepublik ein Pamphlet mit Goldaufdruck gestreut wird. Wer bereit ist, für die 48 Seiten dieser sonderbaren 'Illustrierten Ausgabe' 2 Mark zu zahlen, der bekommt in Bild und Text den wissenschaftlichen Beweis dafür verkauft, daß Christus gar nicht gestorben sei. Dieser Beweis stützt sich auf die Millimeterarbeit detektivischer Hilfsschüler an Fotografien des Turiner Grablinnens."

Würden wir ein 48 Seiten Büchlein über die Tugend der Hochgemutheit verfassen und es für 50 Pfennig zum Verkauf anbieten, ja sogar umsonst verteilen, wir würden nicht viel erreichen. Erstens würden wir viel weniger Exemplare loswerden als der Verleger und Schriftsteller des oben genannten Pamphlets (dessen Name übrigens Kurt Berna ist, was jedoch keine Wichtigkeit hat, da er sich der Kultur wegen den "Künstler"namen Hans Naber beigelegt hat). Zweitens bilden wir uns gar nicht ein, auch nur ein Zehntel von derartig "anregenden" Unterhaltungen durch ein Büchlein über die Hochgemutheit in Gang bringen zu können wie Themata ähnlich der oben erwähnten "Illustrierten Sonderausgabe" es tagtäglich vermögen.

Das Negative, das Zerstückelnde, ist uns irgendwie interessanter und anregender geworden als das Positive, Aufbauende. Und das ist auch sehr leicht zu verstehen. Das Negative beschäftigt sich nämlich mit dem Falschen, das andere lehren und tun. Das Positive jedoch stellt Ansprüche, ganz persönliche Ansprüche. Es fordert von uns, wir aber sind nicht mehr fürs Geben, besonders nicht fürs Aufgeben und fürs Hingeben seiner selbst. Das aber macht gerade die Tugend aus, das ist gerade die Seele alles christlich Edlen.

In sonderbarer Weise sind wir in unserem heutigen "Dies und Das" auf ernste Dinge gekommen. Wir begannen mit der "Fahrt ins Blaue", die den Menschen oftmals "blau" heimbringt, und nun enden wir mit einem Gespräch, das nicht mehr witzig ist. Es waren unsere heutigen Worte eine wahre "Fahrt ins Blaue". Wir haben die Richtung jedoch nicht verloren, und so sind wir auf Gott gekommen und auf christliche Tugend. Das vom Heimkommen klingt zwar spaßig, weniger spaßig ist es uns, wenn wir an die Verantwortlichkeit denken, mit der so mancher Mensch am Sonntag Abend vom Wochenend am Steuerrad sitzend heimwärts fährt — nicht mehr ganz nüchtern.

Es hängt eben doch alles von unserer Auffassung ab, die wir vom "Tage des Herrn" und vom Herrn selbst haben. Wo man Gott nur "im Rauschen der Wälder" sucht, da ist schon längst verrauscht, was einstens christlich war. Da fährt man los, heim von der "Fahrt ins Blaue" die Autostraße entlang, nicht mehr ganz "fest und nüchtern", doch froh und heiter. Dieses Froh-und Heitersein ist unser Recht, auf das wir bestehen. Sollte einmal etwas geschehen, nicht uns sondern dem Nächsten im Auto durch uns, dann wissen die "Illustrierten" es wirklich großartig auszudrücken. Sie schreiben dann in großer Schlagzeile: "Ich bin kein Mörder!" Und daneben drucken sie unser Bild, das Bild des ungerecht angeklagten, des mißhandelten Menschen.

So versteht man es in unserer Zeit, selbst der erschreckendsten Gewissenslosigkeit den Anstrich des Edlen zu geben. Einmal jedoch wird aber doch jener andere "Tag des Herrn" kommen, von dem die Bibel auch berichtet. Der Tag, an dem uns einleuchten wird, daß es doch "eine Sünde gibt, eine Gerechtigkeit und ein Gericht" (Joh. 16:8).

– Der Schriftleiter

Wir sollen die Hände der Vorsehung lieben! Das sind die Geschöpfe, wodurch Gott uns berührt und seine Wirksamkeit in unseren Seelen vollendet. Haben wir einmal gelernt, ihn selbst in ihnen zu sehen, dann lieben wir sie alle. Es gibt Hände, die kreuzigen uns; es gibt andere, die uns, ohne es zu wissen, das Herz zermalmen; es gibt Hände, die geißeln uns. Und sie alle haben an unserer Heiligung gearbeitet. Lucie Christine

In Liebe bis zum Tod

Vom Schriftleiter

Die christliche Ehe wird nicht nur aus dem Herzen gelebt. Ihr wahrer Lebensquell ist das Sakrament. Die menschliche Herzensliebe allein kann das Leben der ehelichen Zwei-Gemeinschaft nicht meistern. Im Sakrament sind Kräfte verborgen, die allein alles zum Besten wirken können. "Die Liebe übersteht alles, die Liebe hört nimmer auf" (1. Kor. 13:1,8) – im Sakrament. –

Jeder Mensch freut sich, wenn er eine junge Braut glückstrahlend zum Altar schreiten sieht, wo er auf sie wartet, der Bräutigam, dem sie sich anvertrauen will ein ganzes Leben lang. Die junge Liebe in den Herzen beider ist voll der Wünsche, ihr Leben zusammen möge zwei-, ja dreimal so lange dauern wie das Leben aller anderen Menschen. Ganz überzeugt sind Braut und Bräutigam, daß ihr Eheleben "ganz anders" sein wird als das ihrer Bekannten und Freunde, ja selbst ihrer Eltern. Bei ihnen wird alles Himmel sein und Freundlichkeit und Sonne.

Gütig deckt die Liebe alles zu, was jedem Menschen in der Zukunft liegt. Braut und Bräutigam sind vom Glück geschlagen. Sie sehen nichts von dem, was mit den Jahren immer und überall kommen muß, nämlich Kreuze, Alltagssorgen, Krankheit, Not, und auch das Altern des Leibes und der Liebe. Das junge Paar hört garnicht einmal richtig hin, wenn es gefragt wird, ob sie auch zusammen bleiben wollen in schlimmen Tagen und zur Zeit der Bitternis. Daß es schlimm werden kann, wissen sie wohl schon. Doch denken sie dabei immer nur an solche Dinge, die nicht ganz so tief ins Herz gehen, um dort ihrer Liebe gefährlich werden zu können. Sie denken an Sachen wie Arbeitslosigkeit, Schulden, vorübergehende Krankheit, Streit und Ungerechtigkeiten von Seiten der Verwandten. Daß es auch mit der Liebe schlimm werden kann, daß gerade hier die "schlechten Tage", sehr schlechte Tage, sich einstellen können, Tage, die von der Treue Allergrößtes fordern, Dinge, die jahrelang tiefstens verwunden und schmerzen können, so etwas halten sie einfach für unmöglich.

Liebe macht gütig blind. Dort, wo sie echt ist, ist sie immer etwas Segnendes und dem Menschen Gesegnetes. Keiner hat sie bisher so richtig verstehen, so ganz erfassen können. Sie ist uns kleinen Menschen zu gewaltig, zu weit an Maßen, deren Tiefen und Höhen in dieser Welt einfach nicht zu finden sind. Und doch paßt sie in jedes Herz hinein, selbst in das allerengste. Wo sie kommt und echt bleibt, kann leicht der Mensch ein anderer werden.

Sie altert nie, die Liebe. Sie reift.

Das Lieben fällt am Anfang der Ehe keinem schwer. Schwer aber wie Jesu Kreuz wird es dem Herzen, das die Liebe reifen lassen will, bis Gott sie vollendet. Zur reifen Liebe bringt es nicht jeder. Und das wird zum Unglück der Liebe. Zum Unglück, das weh tut.

Wer viel liebt, glaubt auch viel und hofft auf noch mehr. Glauben, Hoffen und Lieben ist in Übermaßen in den Herzen des jungen Paares am blumengeschmückten Traualtar. Nur das Wissen fehlt ihnen noch. Das kommt erst in der Schule des Lebens. Am Traualtar wissen die Glücklichen einfach noch nicht, was jeder länger schon Verheiratete durch viel Erfahrung im Bitteren langsam nur verstehen lernt. Nämlich die Tatsache, daß es mit der rein menschlichen Braut- und Bräutigamliebe allein im Leben nicht getan ist. Die junge Liebe kommt in berauschendem Sturm. Und dann wird es plötzlich still. Der Sturm ist fort, die Liebe muß bleiben. Bald nach dem Hochzeitstage beginnt das Alltagsleben wieder. Nur, daß das Leben jetzt mit zwei Herzen, mit zwei Köpfen, mit den vielen Wünschen und Verlangen zweier Menschen gemeistert werden muß. Und das ist nicht leicht.

Es liebt der Mann nämlich nicht nur seine Frau, und die Frau nicht nur ihren Mann. Beide lieben auch sich selbst. Er ist nicht nur in seine Frau, und sie ist nicht nur in ihren Mann verliebt, sondern auch in alle eigenen Gedanken, Urteile, Gewohnheiten, Pläne, Auffassungen vom Leben und viele andere Dinge. Da gibt es gewohnten Geiz und gewohnte Verschwendungssucht, Religion und geistige Gleichgültigkeit, Trinksucht und übersparsame Geldsucht, Ordnungssinn und Schlamperei in allem. Und diese Gegensätze treffen sich in der Ehe. Der Mensch liebt das Eigene, und diese Liebe gibt er nicht so leicht auf. Ihretwegen ist er vielfach jeden Tag bereit, die Liebe zur Frau oder zum Mann zu brechen. Jene Liebe, die man sich am Traualtar bis zum Tod geschworen hat.



160 junge Leute nahmen in März d.J. an einem Ehe-Vorbereitungskursus teil, der ihnen in der Bischofsstadt Saskatoon, Sask., von sechs Priestern und sechs Laien erteilt wurde. Ernst lauschen hier die noch nicht Verheirateten einem Vortrag über die wichtigen Tage der Brautzeit und der Bindung der Verlobung. Im kommenden September und Oktober werden große Tagungen der "Cana-Bewegung" (Bewegung zum christlichen Eheleben) überall in Canada stattfinden.

Ehebruch kommt nicht überall vor. Der Liebesbruch in der Ehe kann täglich geschehen. Man sieht nichts Unmorales darin. Man sieht nur und spürt bitterweh, daß dieser Liebesbruch das große Kreuz der Ehe ist.

Wir Katholiken haben unsere klare Ehelehre. Vielen ist diese Lehre jedoch unklar. Sie wissen kaum etwas darüber, und daran ist man sich oftmals selber schuld. Wochenlang, ja monatelang dauert die Vorbereitung auf den großen Tag der Hochzeitsfeier, auf den strahlenden, hoch gefeierten ersten Tag der Ehe. Die Vorbereitung auf das lange Leben, das der Trauung folgt, begrenzt sich auf eine halbe Stunde Brautunterricht beim Pfarrer. Wir können einfach nicht einsehen, warum die Kirche längeren Brautunterricht fordert. Darum drängen wir auch gar nicht darauf, daß unsere Söhne und Töchter sich vor ihrem Hochzeitstag sorgfältigst auf ihr Eheleben vorbereiten. Es hat sich unter uns irgendwie die Meinung eingenistet, daß die Kirche nur drei Gesetze für das katholische Eheleben habe, die schnell gelernt sind. Die Gesetze heißen: Kirchliche Trauung, ein Eheleben ohne Geburtskontrolle und Ehescheidung, und dazu noch ein Leben in Treue zum sonntäglichen Kirchgang und zur öfteren heiligen Kommunion.

Da gibt es über die christliche Ehe aber doch noch viel viel mehr zu sagen als nur dieses. Die christliche Ehe hängt nicht nur von den drei oben erwähnten Gesetzen ab. Sie ist in ihrem Tiefsten ein Liebeskontrakt zwischen zwei Menschen, der von Gott zum Sakrament erhoben worden ist.

Der Liebeskontrakt, am Traualtar geschlossen, ist ein heiliges Sakrament, und das Halten dieses Liebeskontraktes ein ganzes Leben lang ist das gelebte Sakrament. Das Liebesleben, das dem sakramentalen Liebeskontrakt folgt, und bleiben muß bis "der Tod uns trennt", ist nun nicht mehr etwas rein Menschliches. Gott stellt sich beim Empfang des Ehesakramentes in den Bund zwischen Mann und Frau hinein, und Er bleibt dort. Ja, Gott geht noch weiter. Was der Herr im Abendmahlsaal sprach: "Ihr in Mir und Ich in euch", wird in der sakramentalen Ehe geheimnisvoll zur Wirklichkeit.

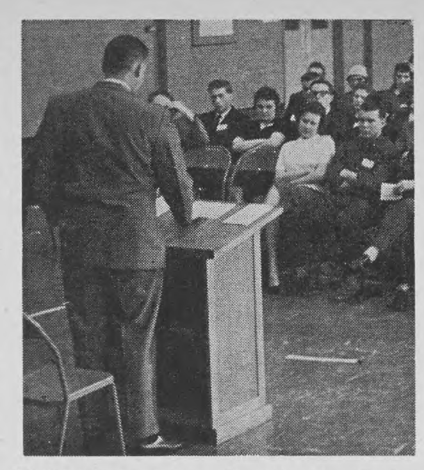
Sakramente sind äußere Zeichen, die uns sagen, daß Gott an unserem Menschsein etwas tut. Daß Er dort etwas werden läßt, wodurch der Mensch in einen ganz neuen Stand gesetzt wird, in den Stand der Gnade, in den sakramentalen Stand des Priestertums, oder in den sakramentalen Stand der christlichen Ehe. So wie die Kirche den um die Weihe Bittenden nicht ein-

fach zum Priester erklärt, sondern ihn durch die Weihe zum Priester innerlichst umwandelt, so daß er bis zum Ende seiner Tage Priester bleibt und als Priester leben muß, so werden Mann und Frau am Tage ihrer Trauung nicht einfach zum Ehepaar erklärt. Der junge Mann wird sakramental zum christlichen Ehemann, und sie wird sakramental zur christlichen Ehefrau. Als Ehemann muß er nun mit seiner Frau, als Ehefrau muß sie nun mit ihrem Manne leben, und zwar nicht mehr, wie es einem gerade paßt, sondern nach dem sakramentalen Liebeskontrakt, Liebe gebend und dankbar nehmend "bis der Tod uns trennt."

"Großes hat an mir getan, der da heilig ist", sang Maria in ihrem Magnificat. Großes tut der Herr auch an Mann und Frau im Augenblick der sakramentalen Eheschließung.

Durch gesetzliche Einbürgerung wird der Eingewanderte der Volksgruppe seiner neuen Heimat eingegliedert. Er wird zum lebenden, mitschaffenden, an allen Rechten teilnehmenden Glied des Landesvolkes.

Durch das hl. Ehesakrament geschieht an den Gatten etwas Ähnliches. Gott gliedert die sakramental Getrauten in etwas ein, das nicht von dieser Welt ist. Er stellt sie in jene überirdische Liebe hinein, die zwischen Christus und der Kirche Jesu lebt und flutet. So offenbart es uns der Herr im Epheserbrief der Heiligen Schrift. Mann und Frau werden sakramental, überirdisch wirklich, ganz wirklich, in die Liebe Christi zur Kirche hineingehoben, genau wie die hl. Priesterweihe den Junggeweihten in das ewige Priestertum Christi eingliedert.



Polizeiinspektor J. Wood, Saskatoon, spricht über die Geldfrage und wirtschaftliche Zukunft der christlichen Familie.

Dort, mitten drin in Christi Liebe zur Kirche, nach Seinem Wort: "Ihr in Mir", ist die Liebe der sakramentalen Ehe. Sie ist dort nicht nur geborgen oder verborgen, sie lebt dort ihr ganzes Leben. Sie lebt dort alles, was zwischen sakramental getrauten Menschen geschieht. Die religiöse Liebe zwischen den beiden, die Liebe ihrer Menschenherzen, und auch die von den Leibern erlebte Liebe, alles ist durch das Sakrament in Ihm, alles geschieht in Ihm, und Er ist in allem, durch das Sakrament.

Das ist selbstverständlich nicht leicht zu fassen. Es sagt ja auch Gott in der Heiligen Schrift, daß wir es hier mit einem großen Geheimnis zu tun haben. Mit dem Geheimnis der christlichen Ehe in ihrer "Beziehung zu Christus und zur Kirche" (Eph. 5:32).

Die Geheimnisse der christlichen Religion können nur vom Glauben erfaßt werden. Jedes der sieben Sakramente ist ein Geheimnis, und jedes der Sakramente, auch die Ehe. fordert bekennendes Glauben. Sie wirken nur dann in aller Fülle ihrer Segenskraft in uns, wenn wis sie in aller Fülle des Glaubens annehmen und — leben.

Das Geheimnis des Ehesakramentes, die Eingliederung von Ehemann und Ehefrau mit allem Liebesleben ihrer Ehe in die Liebe Christi zur Kirche, klingt vielen Ohren wie etwas Fremdes, mit dem man gar nichts anzufangen weiß. Geldsorgen, Kummer um Mann oder Frau, Krankheit, das Kreuz, miteinander fertig zu werden, das sind Wirklichkeiten. Das sind alltägliche Tatsachen, mit denen umzugehen man lernen muß und lernen kann. Doch so etwas wie sakramentale Eingliederung in Christi himmlische Liebe zur Kirche? Das mag für fromme Leute sein, die Zeit dazu haben. Fürs tägliche Leben hier auf Erden ist es denn doch etwas zu "unwirklich". So denkt manch ein Mensch.

Nun ist die Sache aber so, daß das ganze Christenleben, will es wirklich christlich sein und segnende Früchte ernten hier auf Erden schon, auf das Glauben aufgebaut ist. Man muß lernen, aus dem Glauben zu leben. Das Glauben aber sagt uns, daß himmlische Dinge nicht nur im Himmel sind, sondern auch hier auf Erden. Auch hier werden sie zur Wirklichkeit und zu Tatsachen.

Zur Wirklichkeit wird durch das Sakrament der Ehe, daß Mann und Frau in dieser Welt in ihrer ganzen ehelichen Liebesgemeinschaft der Seelen, der Herzen und der Leiber von Christus erfaßt werden. Christi Liebe zur Kirche strahlt in alles das hinein und zieht alles in sich ein, so daß auch diese zwei, der sakramentale Liebesbund



Pfarrer J. S. Robinson, Saskatoon, wünscht nach Abschluß der Vorträge und Diskussionsstunden einer jungen Braut viel Glück auf dem Weg in die katholische Ehe. Während die Ehesünde erschreckend um sich greift, während Materialismus und Freiheit von aller religiösen Bindung das Eheleben vergiften und brechen, wirkt der Herr durch die Kraft Seiner Gnade. Es ist noch lange nicht alles hoffnungslos — es gibt ja noch einen Gott! Man staunt über den tiefen Ernst junger Leute, verheirateter und unverheirateter, die unseren Vorträgen über das Sakramentale in der christlichen Ehe lauschen. Man staunt über das große Interesse, das sie bei den freien Diskussionen zeigen, die den Vorträgen gewöhnlich folgen. Wir haben letzten Winter Leute gesehen, die bei grimmigstem Wetter Präriefahrten von dreißig Meilen — hin und zu rück doppelt so viel — machten, nur um an derartigen Vorträgen teilnehmen zu können. So etwas macht nachdenklich. Der Mensch sucht Gott und Gottes Gesetz. Sicherheit ist nur bei Ihm. Wir können unsere Leser nur aneifern, sich der "Cana-Bewegung" Canadas anzuschließen.

zwischen Mann und Frau und der nie endende Liebesbund zwischen Christus und Kirche "ein Leib" werden und ein Leben.

Die Frucht dieser geheimnisvollen, überirdiscshen Einheit von christlicher Ehe und Christi Liebe hängt nicht nur von Christus ab. Sie reift im selben Maß wie die sakramentale Treue zum ehelichen Liebeskontrakt der Reife zuwächst. Und sie schwindet mit der wachsenden Untreue zum Kontrakt des Sakramentes. Wir werden noch vieles darüber zu sagen haben. –



Der Vierzehnte

Mein Vorfahr hatte an die dreizehn Kinder. Sie umblühten ihn, wenn er vom Amt nach Hause kam. Daß es mit dem Blühen nicht getan war, die Erkenntnis blieb der Mutter vorbehalten. Sie sprach nicht viel davon.

Einmal hatte die Mutter ins Theater gehen wollen. Dabei sagte sie beim Gehen: "Gegessen haben sie, die Schulaufgaben sind gemacht, laß sie eine kleine Zeit noch spielen und dann sorge, daß das liebe Kleingesindel in die Betten kommt — das kannst du doch mein Herr Gemahl?"

"Das werde ich nicht können! Was ihr Frauen doch für ein Wesen macht von eurer Arbeit! Wenn wir überhaupt mit solchem Kleinkram uns befassen wollten — wir hätten ihn am kleinen Finger."

Sie nahm besagten kleinen Finger ihres Eheherrn: "Nun, ich will sehen, kleiner Finger, sieh zu, wie du mit den dreizehn fertig wirst."

Der helle Morgen schien ins eheliche Zimmer. "Nun, lieber Mann, wie ist's gegangen gestern Abend?"

"Gott, wie wird's gegangen sein!"

"Also sind sie doch nicht alle brav zu Bett gegangen?"

"Alle, bis auf einen, der sich wehren wollte — na, ich zeigte ihm, wo Bartl seinen Most holt."

"Welcher eine?"

"Aber ich kann mir doch nicht alle merken — der mit dem roten Haarschüppel war es."

"Mit — dem ro-ten — Haarschüppel! Aber wir haben doch — wir haben doch." Sie stürzte ins Kinderzimmer. Da lag, noch friedlich schlafend, unter ihren dreizehn — ein vierzehnter, der rote Hansel vom Nachbarn gegenüber.

Fritz Müller-Partenkirchen

Still blickt der Himmel mit all seinen Sternen auf das Gewühl der Menschen auf Erden herab. So ruhig überschaut das alles auch der Mensch, der sich an Gott hält, und seine Ruhe, seine Weisheit und seine Stärke vom Himmel schöpft.

Jean Paul

Eine Ehegeschichte aus diesen Tagen

Von Hans Breiteneichner

Es war an einem Dienstag:

Gerade wurde es dunkel draußen. Da kam Gustav aus der Grube zurück. Von der Arbeit nach Hause. Mit recht schmutzigen Stiefeln.

"Du könntest dir deine Schuhe auch besser abstreifen, draußen!" sagte die Frau, die am Herd stand und sich nicht einmal umdrehte, während sie sprach.

Gustav schwieg. Sagte nicht guten Abend. Er hatte den Gruß schon auf den Lippen gehabt. Jetzt hatte er keine Lust mehr, etwas zu reden. Schweigend, mit einem leeren, matten Blick vor sich hinstarrend, saß er am Tisch und wartete, bis Alma — so hieß seine Frau — die Suppe bringen würde.

Es war an einem Mittwoch:

Noch immer regnete es draußen. Gustav zog, bevor er ins Zimmer trat, im Flur seine schmutzigen Stiefel aus.

"Hast du wieder vergessen deine Schuhe abzustreifen?" fragte die Frau, die am Herd stand, und sich nicht einmal umdrehte, während sie sprach.

"Guten Abend!" antwortete Gustav. "Ich habe meine Stiefel schon ausgezogen."

"Ach so", sagte die Frau nur und rührte in dem vor ihr stehenden Topf weiter.

Dann stellte sie die Suppe auf den Tisch. Die drei Kinder saßen laut plappernd, mit dem Löffel in der Hand, um den Vater.

"Könnt ihr nicht wenigstens während ihr eßt, euren Mund halten?" sagte Gustav streng.

Die Mutter kam mit einer zweiten dampfenden Schüssel. Und erst jetzt hatte sie selbst Zeit, die inzwischen schon ein wenig kalt gewordene Suppe auszulöffeln. Dabei entging es ihr nicht, wie Gustav ein wenig unwillig mit der Gabel in seinem Teller herumstocherte. Und sie brauchte nicht einmal den Mund zu öffnen, ein einziger voll auf den Mann gerichteter Blick genügte, um Gustav seinen Gedanken aussprechen zu lassen:

"Jeden Tag dasselbe!"

"Aber du wirst satt dabei! Oder nicht?" fragte die Frau laut. Bewegte dabei wie ratlos die Achseln.

Und die Blicke von Mann und Frau, die nach diesen Worten schon auf dem Wege waren, sich zu begegnen, senkten sich gleichzeitig in kraftlos stummer Ergebenheit.

Es war an einem Donnerstag:

Die Kinder waren schon zu Bett gebracht. Gustav saß am Tisch und las die Zeitung. Ihm gegenüber, kaum eine Armlänge entfernt, saß Alma und stopfte Strümpfe. Sie hatte keine Zeit, von ihrer Arbeit aufzusehen. Aber selbst dann, wenn sie ihren Blick Gustav zugewandt hätte, würde er ihn nie erreicht haben. Selbst dann, wenn er seine Augen auf Alma gerichtet hätte, würde er ihrem Blick niemals begegnet sein. Ein großes, engbedrucktes Blatt Zeitungspapier stand zwischen. Ein dünnes Blatt Papier trennte sie, als stünde eine dicke Mauer zwischen ihnen, als säßen sie nicht eine Armlänge, sondern meilenweit auseinander, jedes in einer anderen, seiner eigenen Welt.

Trotzdem blieben sie nicht stumm voreinander, nicht den ganzen Abend.

"Fritz braucht bald neue Schuhe", teilte die Frau ihre Sorge um das älteste ihrer Kinder dem Vater mit.

Der Mann zog ein wenig die Stirn in Falten und nickte.

Dann gähnte er. Auch die Frau ließ müde einen Augenblick die Hände sinken. Es war Zeit zum Schlafen.

Wieder war ein Tag zu Ende gegangen.

Gustav war jetzt einundvierzig, Alma fünfunddreißig Jahre alt. Seit zehn Jahren waren sie verheiratet, hatten drei Kinder, arbeiteten fleißig und redlich um ihr tägliches Brot.

Es war an einem Montag. Es war an einem Dienstag. Es war an einem Mittwoch. Es war an einem Donnerstag.

Es war an einem Freitag:

Gerade wurde es dunkel draußen. Da pochte ein Mann, ein Arbeitskamerad von Gustav, an Almas Tür. Und die Frau am Herd drehte sich um, sah das fahle Gesicht des Boten, ließ den Löffel, mit dem sie in dem vor ihr stehenden Topf rührte, aus der Hand fallen, warf ein Tuch um die Schultern und folgte schweigend dem ihr Vorauseilenden.

Am Unglücksort erfuhr sie dann Einzelheiten über das Geschehene:

In der Grube hatte Gustav bei seiner Arbeit eine Wasserader angeschlagen. Ein fast gleichzeitig sich lösender Gesteinsblock war auf ihn niedergestürzt. Hatte Gustav — glücklicherweise ohne ihn schwerer zu verletzen — unter sich begraben, zu seinem Gefangenen gemacht. Hielt ihn unbeweglich fest in der großen Gefahr, die das im Stollen nun rasch steigende Wasser für sein Leben bedeutete.

Natürlich war das Rettungswerk bereits voll im Gang. Aber würde es gelingen, Gustav noch rechtzeitig zu befreien?

Niemand gab Alma die Erlaubnis, in die Grube einzufahren. Aber es hinderte auch niemand die Frau des Verunglückten daran, in dieser Stunde der Lebensgefahr bei ihrem Manne zu sein.

In hohen Schaftsstiefeln watete Alma zu Gustav, dem das Wasser bereits bis zur Brust reichte. Wortlos kniete sie bei ihm nieder, umfaßte mit beiden Händen seinen Kopf und hob ihn stützend hoch. Hielt ihn stark und sicher aus der Flut, die immer drohender anstieg, sehr bald auch für Alma gefährlich zu werden anfing.

Und in diesem Augenblick war es dann:

Als das Wasser schon so hoch stand, daß nur noch eine ganz geringe Spanne Zeit blieb, bevor Alma der sichere Rückweg aus

Nagasaki

Indienmissionar erzählt von seiner Begegnung mit dem Atomflieger von Nagasaki

Von E. Zeitler SVD, Poona, Indien

Kein Zweifel — das war kein gewöhnlicher Mann, der uns in Indien besuchte: Capt. Ceshire, einer der großen Lufthelden Englands aus dem letzten Weltkrieg. "Den besten Bombenschützen der Welt" hatte ihn Churchill genannt. Das war der Mann, der an mehr als hundert Einflügen der RAF in Deutschland teilgenommen hatte. Der Mann, dessen Staffel 17 — die Dammknacker ("Dam-buster") — zwei große Staudämme vernichtete, deren Wasser so viele Menschenleben mit hinuntergespühlt hatten. . . Er war es schließlich auch, der als offizieller Vertreter Englands mit in dem Flugzeug saß, das die Atombombe über Nagasaki abwarf und die Hölle über die unglückliche Stadt heraufbeschwor . . .

Nun, wie er so vor uns stand, merkte man nichts von alledem, seine starke Persönlichkeit strahlte etwas ganz anderes aus: nicht Tod, sondern Leben! Er ging sofort daran, hier in Poona ein Ceshire-Home, ein Heim für unheilbare, verlassene Kranke zu errichten. Es war das vierte in Indien: eines ist in Ranchi für verkrüppelte Kinder, ein anderes in Bombay für Invaliden, das dritte steht in Delhi und das vierte sollte nun hier in Poona gebaut werden. Da kein Haus für diesen Zweck frei war, stellte Capt. Ceshire zunächst einmal ein großes Zelt dafür auf; der Rest wird später folgen, wie anderswo auch. Theologen unseres Styler Seminars, Hindus und Mohammedaner halfen mit.

Es war die Atombombe gewesen, die aus diesem Todespiloten den unentwegten Kämpfer für das Leben, den Frieden und die Liebe gemacht hatte.

Wir zerstörten Nagasaki

1936 hatte sich der junge Student an der Universität Oxford eingeschrieben: lebensfroh, kühn und abenteuerlich, einer der das Leben voll leben wollte und der rasch einen Kreis Gleichgesinnter um sich bildete. Autofahren und Fliegen waren seine Leidenschaft. Es brach der zweite Weltkrieg aus; da fand er sich in seinem Element. Der Ruhm des tollkühnen und kaltblütigen Piloten stieg auf wie ein Meteor. Nagasaki und die Atombombe brachten die große Wende in seinem Leben. Er beschrieb selbst, was er als Augenzeuge gesehen hatte: wie der tödliche Atompilz in wunderbarer, farbensatter Schönheit über der unglücklichen Stadt emporwuchs, so ganz anders als alles, was er sonst bei einer Bombardierung gesehen hatte, und sich dann in tödlicher Furchbarkeit über der verlorenen Stadt lagerte. "Es war so grauenvoll, daß sich das Bild unauslöschlich in die Seele eines jeden einbrannte, der es gesehen hatte", sagte Capt. Ceshire. "Sicher, die Atombombe brachte das Ende des Krieges und uns den sicheren Sieg, weil nur wir allein sie besaßen. Aber was würde morgen geschehen, wenn auch andere sie hätten? Sollte die Atombombe auf den Wert einer ganz gewöhnlichen Bombe herabsinken, eine von vielen, die wir geworfen hatten? Sie würde aber Atombombe bleiben! . . . Kein Zweifel, wenn man ein Volk nur nach seiner militärischen Stärke einschätzte und die Schwachen erbarmungslos dem Stärkeren ausgeliefert wären, dann wartete auf uns alle das Chaos und der Untergang . . ." Das waren die Gedanken, die den Mann nicht mehr losließen, der die Atombombe mitgeworfen hatte. Er fand keine Lösung.

Geh zum Frieden

1946 verließ er die englische Luftwaffe, eine neue bessere Welt zu bauen: Mit einigen alten Kriegskameraden, gestrandete und enttäuschte Menschen, suchte er zwei eigene Siedlungen zu bauen: "VIP Colonies" genannt (Vade in pacem: Geh zum Frieden!") Es ging alles daneben, der Plan fiel in Trümmer und Capt. Ceshire fand sich schließlich in einem Tuberkulose-Hospital in Kanada wieder, wo er eine Lunge verlor und nicht mehr wußte, wie er den Schulden Herr werden sollte, die ihm der mißglückte Plan eingebracht hatte. Er kehrte nach England zurück. Eines Tages erhielt er in seinem kahlen Hause, das der Gerichtsvollzieher ausgeräumt hatte, einen Telefonanruf:

---

dem Stollen versperrt sein würde, öffnete Gustav zum erstenmal den Mund:

"Du mußt jetzt gehen, Alma! Rette dich! Mir selbst wird man schon noch helfen!"

Aber diese Worte gingen wie ungehört im Rauschen des Wassers unter. Blieben ohne Antwort.

Und nur die Hände der Frau, Almas Hände, wurden noch kraftvoller in ihrem Griff, schlossen sich noch enger um den Kopf, den sie trugen.

Nicht ein einziger Finger lokkerte sich oder war nur zögernd angesetzt in dieser harten und dabei noch unsagbar zärtlichen Umklammerung.

So einfach, so selbstverständlich, so bedingungslos war die Entscheidung: Alma blieb bei Gustav. Sein Tod würde auch ihr Tod sein, wie sein Leben auch ihr Leben war.

Es war an einem Freitag. Gustav und Alma wurden gerettet. Ja, es war an einem Freitag. Und das eben ging weiter. Es war an einem Montag. Es war an einem Dienstag . . . – G.P.

einer seiner früheren VIP-Kameraden lag im nahen Hospital: Krebs, unheilbar, aufgegeben, das kleine Hospital wollte ihn nicht länger behalten. Wohin mit ihm? Er hatte weder Freunde noch Bekannte, niemand wollte ihn haben als der Tod, und selbst der ließ auf sich warten. "Well, bringen Sie ihn zu mir her!", antwortete Capt. Ceshire. Und so kam sein erster Patient zu ihm in sein leeres Haus. Das war der Beginn einer weltweiten Sendung, die er nun erhielt. Dieser Mensch, der schon vom Tode gezeichnet war, brachte neues Leben in das Haus des Capt. Ceshire. Der alte Fliegerheld hatte nun allerhand neue Dinge zu lernen: wie man einen Kranken wäscht und pflegt, sein Bett macht und für ihn kocht, für ihn sorgt und auch noch die Mittel dafür selber aufbringt, wenn man schon selbst nichts hat . . . Im Anfang war es eine ziemlich ungewohnte Angelegenheit für einen weltberühmten Bombenschützen, aber am Ende funktionierte es ganz vorzüglich. "Arthur, so hieß der Kranke, hatte geglaubt, ganz allein und verlassen auf der Welt zu sein, daß sich niemand für ihn interessiere und alle ihn nur los sein wollten. Es war eine Überraschung für ihn, daß ich mich nur für ihn interessiere, sondern ihn sogar bei mir haben wollte . .., daß er mir etwas bedeutete", sagte Capt. Ceshire. "Das veränderte mit einem Schlage seine ganze Haltung." — Das gleiche psychologische Wunder hat sich seitdem an vielen anderen wiederholt, die sich nunmehr Cpt. Ceshire anschlossen. "Da war zum Beispiel die alte Frau, weit über 90, die völlig teilnahmslos blieb und 14 Tage dem alten Kater nachtrauerte, der nun tot war . . . dem einzigen Freunde, den sie besessen hatte. Was tun? Nun, ich küßte sie in meiner Verzweiflung. Sie war erstaunt und das Eis war gebrochen."

Das Erbe des Unheilbaren

Arthur starb eine Woche später. Ceshire besorgte als letzten Liebesdienst die Leiche. Während er so die Nacht über neben der Leiche des toten Freundes saß, fiel sein Blick auf das Büchlein, das ihm Arthur aufgeschlagen auf dem Tisch zurückgelassen hatte: "Ein Gott, ein Glaube." Arthur war Katholik gewesen. Dieses Büchlein wurde für Capt. Ceshire der Wegweiser, der ihn zur katholischen Kirche führte. Weihnachten 1948 wurde er in die katholische Kirche aufgenommen. Er hatte jetzt schon acht Kranke und zwei Helfer. Alles war noch sehr primitiv. Ein Jahr später hatte sich schon vieles geändert: die Zahl seiner Kranken war rasch gewachsen. 32 Helfer standen ihm zur Seite; auch die notwendige ärztliche Betreuung für seine Patienten fehlte nicht. Und das alles ohne einen Pfennig zu besitzen, — Geld hatte er nie besessen —. Andere bezahlten alles. Er hatte das ganze Werk begonnen, ohne anfangs auch nur im geringsten einen Plan dafür festzulegen. Er wollte einfach helfen und er vertraute, daß andere das gleiche wollten. Alles andere ergab sich von selbst. Er wünschte allerdings aber auch seinen Kranken mehr zu geben als nur ein Dach über dem Kopf und ein Bett. Er wollte ihnen einen neuen Lebensinhalt geben. Seine Kranken bildeten eine Familie, die ihn wichtig und unentbehrlich in dieser Gemeinschaft macht. Er will seine Kranken — alle unheilbar — glücklich machen. Und schon sehr bald machte er die beglückendste Erfahrung seines Lebens an sich selbst: Als er anfing, Arthur zu helfen, fühlte er, wie manche seiner eigenen Probleme verschwanden. "Ich dachte, wenn doch jeder einzelne gerade mal versuchen wollte, einem anderen zu helfen, der ärmer ist als er selber, ich denke, er würde dasselbe erleben wie ich. Und wenn alle Menschen das so versuchten, dann könnten die meisten großen Probleme der Welt sehr bald und sehr friedlich gelöst werden. Und erst dann würden wir wirklich Frieden haben."

Capt. Ceshires unaufdringliche Botschaft wurde von vielen gehört, verstanden und verwirklicht. Heute, nach etwas mehr als 10 Jahren, stehen 26 Ceshire-Homes für unheilbare Kranke von England über Libanon und Indien bis hinunter nach Malaya. Ceshire hat selbst den Eisernen Vorhang durchbrochen und ein Haus in Polen gegründet. Er hofft, selbst bis Rußland vorzudringen. Er hat sich schon die Hilfe Mr. Nehrus gesichert, der sich für ihn bei der Russischen Botschaft in Neu Delhi verwandt hat. — Capt. Ceshire lebt nur noch für diese seine große Idee: die Menschen glücklich zu machen. — Ob er auch Hobbies habe? Natürlich! Eines davon ist seine Liebe zum Turiner Leichentuch. Er hat es wissenschaftlich studiert, oft besucht und bringt viele andere zu ihm. Er ist ein Genius, der alle Schranken von Rasse, Religion und Nation durchbricht mit seinem einfachen, starken, christlichen Willen zu helfen. Er ist weder Priester noch Ordensmann; ist nach seiner Bekehrung nicht in die Wüste gegangen. Im Gegenteil: Eben erst hat er Miß S. Ryder geheiratet. Sie war es gewesen, die es als erste fertig gebracht hatte, den Eisernen Vorhang zu durchdringen und in Polen ein Ceshire-Home zu gründen. Sie fand auch vor kurzem den Glauben an die katholische Kirche. Der Kardinal von Bombay segnete ihre Ehe ein. "Es arbeitet sich besser zu zweit", sagte Capt. Ceshire.

Er ist überzeugt, die beste Methode, die Wahrheit zu predigen, ist: sie mit der Liebe zu beweisen! Jener Liebe, die aus Gott stammt und die Menschen zu Gott zurückführt. –

Ganz schön und überirdisch wird das Gebet erst, wenn mit dem Glauben und Hoffen auch die Liebe sich verbindet und Hände und Augen bittend zum Himmel erhebt, — wenn man betet für andere. Abt Bonifaz Wöhrmüller O.S.B.

Wenn der Heiige Geist von Maria spricht, so spricht Er nur in Andeutungen: Die Andeutung ist die innerlichste Weise zu sprechen.

Ernest Hello

Koenigin des Friedens

Von Schriftleiter

"Allgepriesene Jungfrau, ohne Aufhör fleh zum Guten, der allein um unsre Schwachheit weiß, Er möge vor Pest und Hungersnot und Erdbeben und vor jeder Drangsal bewahren diese Stadt, die dich ehrt, o Gottesmutter, der Erdgeborenen Hoffnung" (Beten der Ostkirche; Triodion des Joseph, 9. Ode).



Gott allein weiß klar und genau, was heute hier auf Erden vorgeht und was morgen daraus wird. Wir sind nicht imstande, der Bosheit Maß zu errechnen. Es ist zu groß. Wäre nicht die noch viel größere Erbarmungskraft der erlösenden fünf Kreuzeswunden, wir wüßten einfach nicht zu sagen, warum der Herr noch duldet, was allüberall geschieht. Wäre nicht das viele Blut, vergossen und immer noch fließend durch Hände, denen alle Gewalt des Bösen gegeben zu sein scheint, das Blut jener, die am eigenen Leibe "für Seinen Leib" ergänzen, "was an den Leiden Christi noch abzutragen ist" (Kol. 1:24), hätten wir überhaupt kein Wort mehr zu erklären Gottes Langmut mit der Welt.

Sünde und Sühne verdunkeln die Himmel, erschauernd in ihrem bitteren Ernst wie damals, als des Karfreitages Finsternis zum ersten Mal über uns kam (Luk. 23:44). Des Karfreitages Finsternis mit all' ihren geheimnisvollen Fragen, die heute uns wieder umgibt.

Wir scheinen gar nichts von diesem Dunkel zu merken. Wir sagen, das Licht sei doch da. Es stände nämlich geschrieben: "Wo aber die Sünde sich gehäuft hat, ward noch reichlicher die Gnade" (Röm. 5:20). Es heißt aber auch: "Denkst du vermessen von (Gottes) überreichen Güte, Seiner Geduld und Nachsicht? Weißt du wirklich nicht, daß dich die Güte Gottes nur zur Bekehrung führen will? Mit deinem Starrsinn aber und deinem unbußfertigen Herzen häufst du dir Zorn auf für den Tag des Zornes und der Offenbarung des Gerichtes von seiten des gerechten Gottes, der einem jeden vergelten wird nach seinen Werken" (Röm. 2:4-6).

Vergessen ist Gott, vermessen sind die Menschen. Wo ist wohl noch selbst unter uns das rechte Maß, nach dem man glaubt und lebt und an der Entwicklung der Erde baut? Es ver-messen sich alle, die Gotteshasser und auch die noch an Christus Glaubenden. Erschreckend ist der Sang der Welt von heute. Er singt im stillsten Sinnen von Mann und Frau und Kind, und er dröhnt dahin, getrieben wie von tausend Satanstrommeln zum vernichtenden Marsch gegen den Menschen selbst. Wie besessen sind Bürger und Völker von seinem Leitmotiv, das immer nur in fünf Klängen erschallt, deren Noten da sind: Ungerechtigkeit, Unordnung, Unklugheit, Untreue und Haß.

Das ist die Harmonie der Unterwelt, was wir da hören. Das Thema heißt: Trotzender Un-

friede den Menschen auf Erden.

Das Sinnen, das Urteilen und Planen im Falschen — weil es nur mit dieser Welt rechnet und Gott übergeht oder gar verhöhnt — ist uns bereits zur zweiten Natur geworden. Wir sehen nichts Schlechtes darin. Unwohl wird es uns erst, wenn all' dieses Falsche zur Stimme im Munde eines Mannes wird, der die Macht hat, Völker erzittern zu lassen. Noch düsterer aber wird es, wenn diese Stimme zum Trotz aufwühlt, zur wahren Feind-Seligkeit, zur Freude am Hassen, den Massen zuschreiend, der einzige Ausweg aus aller Friedlosigkeit sei das Zuschlagen.

Und so weit sind wir heute wieder einmal. Wer jetzt noch Christ ist, der im Glauben und aus dem Glauben leben will, der schaue auf die Uhr und prüfe, welche Stunde es seit langem schon geschlagen hat, uns zur Einsicht. Aus dem "vernüftigen Überlegen" und aus dem Beraten in hohen Konferenzen will nichts werden. Es ist nun allerhöchste Zeit, daß wir, die Christen, vernünftig werden — im Beten und Betrachten vor Gott. Daß wir damit beginnen, ernst mit Ihm zu besprechen, was da an Dingen ohne Zahl mit Ihm zu besprechen ist, zur Reinigung unserer Herzen und Gewissen.

Es läßt sich einfach nicht machen, daß wir die uns geschenkten Tage schaffenden Glaubens mit Zeiten rein irdischer Arbeit und Mühen und Freuden ersetzen. Und das haben auch wir Christen getan, wir die religiös Halbherzigen. Nun ist es höchste Zeit, sich der Wirklichkeit des Ewigen zu besinnen und betend zu rufen: "Wir ziehen auf den Gassen blind umher, bekehre uns, o Herr, zu Dir! Wie groß ist meine Schuld und mein Vergehen? Mein ganzes Unrecht laß mich wissen!" (Klagl. 5:21; Job 13:23).

In Tagen größter Not und Hoffnungslosigkeit setzte der Papst des ersten Weltkrieges, Benedikt XV., den Anruf: "Königin des Friedens, bitte für uns" in die Lauretanische Litanei. Und Erbarmung suchende Augen einer von allem Sündenfluch geschlagenen Generation wandten sich aus tiefstem Greul dem reinsten Lichtbild des Friedens zu — Maria, der Frau der Erde und des Himmels zugleich.

Im Gemäuer alter Kathedralen Europas hängen seit vielen Jahrhunderten leuchtende Bilder Mariens, uralte Marienleuchter, "strahlende Madonna" genannt. Bestaunt vom reinen Blick der Himmelsgeister, bewundert auf Erden, wo immer sich noch der reine Blick liebenden Glaubens erhalten, strahlt der Madonna Gestalt in den Räumen der Welten ewigen Lichtes. Er, den sie auf ihren Armen hält, ist der erhabene Herr des Alls, das Licht vom Lichte, das aus Maria in die Welt der Schöpfung eintrat, um "zu erleuchten alle, die da sitzen in Todesschatten und Finsternis." Im Augenblick ihrer Menschwerdung kam des Allmächtigen Wort über sie, und alles Lichtes Glanz war schon in ihr. Es wichen Todesschatten und Finsternis vor dem Walten des Herrn am Gotteskind Maria, und ganz schön, unbefleckt und unberührt von Satans Werk, voll des Gnadenlichtes, strahlender noch als selbst des höchsten Engels Herrlichkeit, trat sie ins Sein, die strahlende Madonna.

"Gegrüßet seist du, Himmelsraum, der Gottes Herrlichkeit enthält! Sei gegrüßt, du Braut der himmlischen Hochzeit, Leuchter des hohen Lichtes, durch welche die ewige Herrlichkeit offenbar wurde! Sei gegrüßt, du Wonne des Vaters, du Wohnstatt des Sohnes, du unaussprechliche Wohnung des Heiligen Geistes! Sei gegrüßt, du Gnadenvolle, der Herr ist mit dir. Er, der vor dir war, der aus dir stammt, der mit uns ist!"

So klingt es in preisenden Chören durch die Jahrhunderte der staunenden Erde, und brausend in höchstem Lied klingt es durch alle Himmel weiter, von Engeln und Heiligen gesungen und hochgesegnet von Gott dem Drei-Einen, das Lob auf die Jungfrau, die Mutter und Königin Maria.

Wunder ohne gleichen ließ Gott an ihr werden. Doch ihrer Sieben Schmerzen Weh und ihrer Sieben Freuden stille Seligkeit sind Zeugen, daß Maria trotz höchster Himmelsbegnadung weder der Erde noch ihrem Menschsein entrückt wurde. Großes tat der Herr an ihr, und Großes erwartete Er von ihr. Maria aber erhielt sich die strahlende Reinheit ihrer unbegrenzten Hingabe an den Allerhöchsten. Sie hielt sich ihrem Gotte hin. Aus der Fülle ihr geschenkter Gnaden ließ sie die Fülle einer Tugendordnung werden, durch eigenes Entsagen und Zusagen dem Allheiligen, immer mitwirkend mit der Gnade, durch die sie wurde zur hohen Königin aller Heiligen der Erde und des Himmels.

"Was haben Licht und Finsternis gemein? Wie stimmen Christus und Belial zusammen?" (2. Kor. 6:15). Maria, die Frau der Uroffenbarung, die der Schlange Kopf zerstrat (Gen. 3:15), trug Christus in sich, den ewigen Gott. Sie trug Ihn in ihrem hochgebenedeiten Leibe, und sie trug Ihn in ihrer hochgebenedeiten Seele. Voll der Gnade war sie immer, und Gnade ist Christus im Menschen,

wie wir aus Gottes Schriften wissen.

Christus und Belial trafen nie im Leben Mariens aufeinander. Es war der Jungfrau Blick immer auf Gott gerichtet, in beschauender Andacht, und heller als die Erde je gesehen, strahlte sie in der sechsten der acht Seligkeiten, in der Seligkeit der Reinen an Herz, an Gesinnung, an Hingabe und Liebe.

Die Reinen im Herzen, die Gott zu schauen suchen und Ihn in der Gabe der Klugheit auch überall sehen, sind aber auch jene, die aus der Gabe der Weisheit Frieden wirken unter den Menschen. Sie sind die Friedensstifter der nächsten der acht Seligkeiten. Nicht jenen Frieden wirken sie, von dem die Welt träumt und den sie "Ruhe vor Aufregung" und "Wohlergehen auf Erden in nie endender Sicherheit" nennt. Der Friede im Herzen der Heiligen ist eine Frucht des Wirkens des Heiligen Geistes im Menschen (Gal. 5:22). Er ist dort, wo der Mensch sich in die große Ordnung fügt zwischen Schöpfer und Gschöpf, und Mensch und Mitmensch. In eine Ordnung, die Gott selbst gesetzt.

Es ist das die Ordnung des Menschenlebens in Ihm, in dem wir leben, uns bewegen und sind (Apstg. 17:28) durch die Kraft der Gnade. Durch die Gnade, die beides wirkt: Anteilnahme der Erdgeborenen am Wesen und Leben des Drei-Einen, und Teilnahme des allmächtigen Gottes an allem, was menschlich ist, in Christus Jesus, die Sünde ganz allein ausgeschlossen.

In dieser Ordnung lebt Maria seit dem Urbeginn ihrer eigenen Menschwerdung, und aus dieser Ordnung heraus wirkt sie als Königin des Friedens hinein in die Welt, in das Land der friedlosen Menschheit. Sie selbst ist aus dieser Welt gekommen, wo sie persönlicher als je ein anderer des Friedens Untergang und des Friedens leuchtenden Aufgang durchlebt und durchlitten hat. Die kluge Jungfrau, in der die Weisheit ihren Sitz aufschlug, die Friedensstifterin in unbefleckter Reinheit des Schauens, des Begreifens und der helfenden Liebe, wußte immer, wo der Friede seinen Ursprung hat. Gottes Gnade, eingewurzelt in den Herzen der Menschen, ist des Friedens Anbeginn, und wird der Menschheit letzter Frieden bleiben in alle Ewigkeit.

Es lebt der Mensch nicht allein in dieser Welt. Es ist immer noch Gott da, der Herr, der "Starke und Gewaltige" (Ps. 24:8). "Vom Himmel her neigt Er sich nieder, auf die Menschenkinder sieht Er, ob da noch jemand der Vernunft gehorcht und Gott aufsucht" (Ps. 14:2). Er sieht die Saat des "Menschenmörders von Anbeginn" (Joh. 8:44), die Saat von Gott sich losreißender Selbstsucht, die Menschen hetzt gegen Menschen, und Bruder mit Bruder und Völker mit Völkern im Hasse entzweit. G n a d e n l o s i g k e i t herrscht, wo der Gnade man spottet, und ganz ohne Gnade droht das Gericht.

Strahlend in Milde und mächtig bei Gott hält jedoch Maria ihre barmherzigen Augen uns zu. Bekehrung zur Gnade kann sie wirken, die große Fürbitterin beim Herrn. Die Gnade aber ist der Anfang des Friedens, denn Christus der Friedensfürst ist Urquell des Lebens, das mit der Gnade den Menschen kommt.

Es ist nun wieder allerhöchste Zeit, daß wir uns zuwenden der fürbittenden Königin des Friedens und daß wir flehen: "Du hast zum Himmel erhoben den Erdenstaub, o Jungfrau. Den Acker meiner Seele, der zur Erde geworden und verdorben, mach fruchtbar an Tugenden durch deiner Erbarmungen Regen!" (Beten der Ostkirche, Kanon des Joseph, Ode 8).

Vom Acker der Seele her, wo tief das Böse wurzelt, kommt aller Unfriede. Vom Acker der Seele her, wo Gott wieder wohnt und Tugend Gott für immer festzuhalten sucht, kommt Friede den Menschen auf Erden.

Daß wir beten um Gnade und ackern in Tugend, in einer Tugend, die zur innersten Umkehr führt von unseliger Ichsucht zur Seligkeit der Reinen und Friedfertigen, das erbitte uns Maria, die Königin des Friedens. Möge sie uns aber auch die Gnade der Einsicht erflehen, daß die Stunde drängt, daß nun nichts mehr auf morgen zu verschieben ist. Unsere Bekehrung muß heute beginnen, und heute noch muß es geschehen, daß wir drängend rufen: "Hilf, Maria, es ist Zeit — Mutter der Barmherzigkeit!"

In der Klosterkirche der Patres von den Heiligsten Herzen Jesu und Mariä zu Paris steht eine kleine Marienstatue, vor der vor über dreihundert Jahren Kinder und Erwachsene täglich das "Salve Regina" sangen. "Königin des Friedens" wird diese Statue heute noch genannt. Die Andacht zum Gnadenbild "Königin des Friedens" war vom Volk und vom französischen Königshaus so hoch geflegt, daß die Ritenkongregation des Heiligen Stuhles im Jahre 1658 ein besonderes Fest zu Ehren der "Königin des Friedens" amtlich einsetzte. Am 9. Juli wird dieser Marientag alljährlich gefeiert.

"Möge die Friedenskönigin Maria der kampfmüden Menschheit helfen, die Rückkehr zu Gott zu finden, damit echte Bruderliebe uns umschlinge!" –

Aus der katholischen Welt

Am 10. Mai verstarb im Priesterseminar zu Battleford, Sask., der hochw. Pater Konrad Meyer O.M.I. Mit Ausnahme der Jahre 1914 bis 1923 als Lehrer des Griechischen im Oblatenkolleg zu Edmonton, Alta., wirkte der im Jahre 1881 zu Metzingen-Diebling im Moselland geborene Oblatenpriester in der Prarieseel sorge Westcanadas. Im Jahre 1954 ging Pater Meyer in den Ruhestand. Seine Stimme hatte fast vollstän dig versagt. Mit ihm schied wieder einmal einer der letzten Pionierpriester des Westens von uns. Gottes Wege sind ganz anders als die Wege unseres Denkens und Planens. So mancher hochtalentierter Priester wurde durch die Vorsehung in die stille, einsame Prärie geleitet, wo seine Talente einfach brach lie gen bleiben mußten — damit andere Talente wachsen. Pater Meyer war einer dieser Priester, der unbekannt der Welt still seine Arbeit tat bis zum Letzten. Er hätte auch anderes leisten können, wenn Gott ihm einen anderen Platz angewiesen hätte. Doch, wenn einer immer im Rechten ist, so ist es Gott, der Allweise. Hätten wir nur unter unseren Jungen mehr von dem Glauben, Gottvertrauen und Apostelgeist, der ganz sich hingibt, wie wir ihn im stillen Pater Meyer sahen, wir brauchten heute über keinen Priestermangel hier im Westen Canadas zu klagen. Gedenken wir des verstorbenen Oblatenpriesters in unseren Gebeten.

Vatican – Papst empfing jüdische Delegation. Papst Johannes XXIII. empfing am 18. Januar eine Abordnung der jüdischen Weltorganisation Bnei Brith in Sonderaudienz. Man vermutet, daß die jüdische Abordnung dem Papst ihre Besorgnis wegen des Wiederaufflammens antisemitischer Demonstrationen in der ganzen Welt ausgesprochen hat. Der Delegation, die unter Präsident Label Katz eigens zu diesem Papstbesuch nach Rom gekommen ist, gehört auch ein Sachberater an, der sich ausschließlich mit dem Kampf gegen den Antisemitismus befaßt. Papst Johannes XXIII. hat sein Verständnis für die Anliegen des Judentums bereits mehrmals bewiesen, so durch die Tilgung des Ausdrucks "perfidi judaei" (ungläubige Juden) aus der Liturgie der Karwoche und durch die Ernennung eines katholischen Weihbischofs für Israel.

Vatikan im Krigsfall Schutzgebiet. – 30 Nationen, darunter auch die Sowjetunion und eine Reihe anderer östlicher Staaten, haben sich dazu verpflichtet, im Kriegsfall das Territorium der Vatikanstadt zu respektieren. Diese Verpflichtung leitet sich aus der Eintragung des Vatikans in das "Internationale Register der unter besonderem Schutz stehenden Kulturgüter" ab, das bei der UNESCO in Paris geführt wird. Das "Internationale Register der unter besonderem Schutz stehenden Kulturgüter" wurde am 14. Mai 1954 auf einer Konferenz in Den Haag geschaffen. Bisher wurde jedoch noch keine Eintragung in das Register vorgenommen, so daß die Eintragung des Vatikans die erste ist. Wahrscheinlich wird es auch der einzige Fall bleiben, daß einem ganzen Staat der besondere Schutz für Kulturgüter zugebilligt wird.

Japanische Diplomatenkinder in Rom getauft. – Drei Kinder des Botschaftsrates der japanischen diplomatischen Vertretung beim Heiligen Stuhl empfingen in Rom Taufe und erste heilige Kommunion. Die Feier fand in der Kapelle des Kollegs der Propaganda Fide statt. Die drei Kinder im Alter von zehn, zwölf und vierzehn Jahren sind auf den Namen Paul, Peter und Maria-Lucia getauft worden. Ihre Eltern sind noch nicht zum katholischen Glauben übergetreten. Der Taufe und der Erstkommunion wohnten Kardinal Agagianian, Propräfekt der Kongregation der Glaubensverbreitung, und zahlreiche beim Heiligen Stuhl akkredierte Diplomaten bei.

Italien – Ein Bischof untersagt Pilgerfahrten zu Pater Pio. – Pilgerfahrten zum Kloster des stigmatisierten Paters Pio in San Giovanni Rotondo hat der norditalienische Bischof Carraro dem Klerus seiner Diözese untersagt. Die Geistlichen sollen solche Pilgerzüge weder organisieren noch daran teilnehmen. In seiner Anweisung mißbilligt der Diözesanbischof gewisse Formen der Verehrung, die seiner Meinung nach mit einer "übernatürlichen Manie" zu Werke gehen. Die Gläubigen, sagt der Bischof, bräuchten "einfaches Brot", das heißt Messen, Katechismus und Sakramente und nicht "unverdauliche Delikatessen". Dazu zählt der Bischof auch die organisierten Auto-Pilgerfahrten nach San Giovanni Rotoudo. Der Bischof hält zwar Pater Pio für einen heiligen Mann, meint jedoch, daß gewisse Gläubige "das Lächerliche und den Aberglauben streifen".

Jugoslawien – Djilas: Stepinac war unschuldig. – Der seit 1957 wegen seines Buches "Die neue Klasse" eingekerkerte ehemalige jugoslawische Ministerpräsident Djilas hat bereits 1955 in einem Gespräch geäußert: "Jeder intelligente Kommunist weiß, daß Stepinac unschuldig verurteilt wurde." Djilas erklärte dies in einem Gespräch mit dem heute in den USA lebenden Professor Mestrovic. Er sagte weiter, daß man damals Stepinac die Freiheit angeboten habe, wenn er sich verpflichtete, eine von Rom unabhängige kroatische Kirche zu gründen. Erst als der Erzbischof diesen Vorschlag abgelehnt hatte, habe man ihn verurteilt.

Vatikan – Papstgeschenke für Arme und Kranke. – Papst Johannes XXIII. ließ Hunderte von Geschenken, die ihm zum Osterfest zugestellt worden waren, an römische Waisen- und Krankenhäuser sowie die Kongregationen der Klosterschwestern überbringen, die sich besonders der Sorge um die Armen und Kranken widmen. Außerdem entsandte der Papst seinen Privatsekretär Msgr. Capovilla zur römischen Klinik Salvator Mundi, wo der erste schwarze Kardinal, Bischof Rugambwa, sich von den Folgen einer Malaria-Erkrankung erholt. Msgr. Capovilla überreichte Kardinal Rugambwa ein Meßgewand, das die Wappen Pius XII., der ihn zum Bischof ernannte, und Johannes XXIII., der ihn zum Kardinal kreierte, trägt.

Neuer Nuntius für Frankreich. – Papst Johannes XXIII. hat den Nuntius im Libanon, Erzbischof Paolo Bertoli, zum neuen Nuntius für Frankreich ernannt. Nuntius Bertoli wird Nachfolger von Erzbischof Marella, der im vorletzten Konsistorium zum Kardinal kreiert worden ist.

Jugoslawien – Nachfolger von Kardinal Stepinac. – Der jugoslawische Titularerzbischof Franz Seper ist zum Nachfolger von Kardinal Stepinac als Erzbischof von Agram ernannt worden. Erzbischof Seper war vom Papst unmittelbar nach dem Tode des Kardinals zum Apostolischen Administrator des verwaisten Erzbistums bestellt worden. Er war schon zu Lebzeiten Stepinacs Koadjutor "sedi datus", das heißt: dem Erzbischof beigegeben.

Nur Selbstmoerder fahren Nitroglyzerin

Von Michael LeFanu

Dr. O'Connor trat in die Küche zu den unruhig-besorgt wartenden Eltern der kleinen, kranken Mary, die der Arzt eben noch einmal untersucht hatte. Mit bedrückten Gesichtern sahen sie dem schmächtigen Mann entgegen, der mit gesenktem Kopf auf sie zutrat. "Es fällt mir schwer, aber ich muß jetzt ganz offen sein", sagte er mit kaum vernehmbarer Stimme, "die Untersuchung und die letzten Röntgenbefunde lassen keine Hoffnung mehr, wenn nicht sofort operiert werden kann."

DieFrau schluchzte auf; der Mann erhob sich mühsam: "Keine Hoffnung sagen Sie, wirklich gar keine Hoffnung, wenn das Kind nicht operiert wird?" fragte er, und er bemühte sich um Haltung.

"Nein — und, Herr Grifford, die Operation kann hier nicht vorgenommen werden . . ."

"Eine Überführung in eine Spezialklinik?"

"Ja."

"Wie hoch schätzen Sie die Kosten . . .?"

"Ich würde annehmen: zwei- bis dreitausend Dollar."

Der Mann atmete schwer. "Dreitausend Dollar . . .?

Doktor . . . ich bin seit Monaten arbeitslos — woher soll ich diese Summe nehmen — könnte Mary nicht vielleicht doch in der hiesigen Klinik . . ."

Dr. O'Connor schüttelte verneinend den Kopf. "Die erforderliche Operation vermögen nur zwei Spezialisten Amerikas durchzuführen — in Portland oder Saginaw . . ."

"Doktor, bitte, sagen Sie es uns offen . . . wie lange hat Mary noch . . ."

Der Arzt sah zu dem großen Mann auf: "Vielleicht zehn Tage . . . und Ihnen bleiben nicht mehr als drei oder vier Tage, um das Geld zu beschaffen."

"Drei Tage", flüsterte die Frau, "es muß doch noch eine andere Möglichkeit geben, es muß —"

Grifford hörte nicht mehr, was seine Frau sagte, und was der Arzt antwortete — er lief aus dem Zimmer, zum Telefon in der Diele. Hastig begann er zu wählen:

"Hallo, Fräulein, bitte, ein R-Gespräch nach Amarillo, bitte, beeilen Sie sich."

"Sie können am Aparat bleiben."

Ja Amarillo, Vermittlung . . . ja? Bitte, verbinden Sie mich mit Frank Grifford . . . Ich habe die Nummer leider vergessen . . . unter Taxi-Station 48 ist er zu finden . . . verbinden Sie mich schnell, es ist sehr dringend!"

Eine tiefe, heisere Stimme meldete sich.

"Frank . . .?" fragte Grifford. "Ich fürchtete schon, Dich nicht zu Hause anzutreffen . . . bitte, frag jetzt nicht viel: innerhalb von vier Tagen brauche ich dreitausend Dollar — Mary schwebt in Lebensgefahr, sie muß nach Portland oder Saginaw in die Klinik überführt werden . . . ich brauche dreitausend Dollar . . . hörst Du . . .?"

"Ja", kam die zögernde Antwort.

"Frank, wenn Mary nicht operiert werden kann, wird sie sterben müssen, hörst Du . . . Mary muß dann sterben!"

"Ich habe das Geld nicht, das weißt Du ja, aber ich werde es besorgen können — in vier Tagen erhälst Du es! Ich habe hier einen guten Freund, der wird uns helfen . . . Kopf hoch, alter Junge, bereite alles vor: buche die Flugkarten, sag dem Doktor, daß er mitfliegt, aber das weißt Du ja alles besser als ich — ich besorge das Geld, verlaß Dich darauf!" Es klickte in der Hörermuschel. Grifford war wie betäubt. Sollte Mary doch gerettet werden können. Auf seinen Bruder konnte er sich unbedingt verlassen.

Als Frank Grifford versprach, das Geld zu beschaffen, wußte er selbst noch nicht, wie er es bewerkstelligen sollte — er hatte keinen Freund, der ihm soviel Geld leihen oder anderweitig besorgen konnte, auch keine Bank würde ihm diese Summe als Kredit oder Darlehen geben, sein Taxiunternehmen ging viel zu schlecht. Aber daran hatte er auch gar nicht gedacht. Wenn ihm einer seiner Freunde in der Stadt helfen konnte, dann ganz allein John Murray, Fahrleiter der Dynamitkompanie. Und Frank Grifford machte sich augenblicklich auf den Weg, ihn aufzusuchen, um einen Freundesdienst von ihm zu erbitten.

"Hallo, Frank", rief Murray, als Grifford in das Büro trat, "was

---

Herr, wie Du willst, so lass mich sterben,
Herr, wie Du willst, so lass mich sein
Gib mir Gefüge oder Scherben.
Triff mich mit Kuss,
triff mich mit Stein.
Hilf mir nur zu auf meine Stelle,
wo Du mich willst, ist mir gut.
Stell mich in Feuer oder Welle,
stell mich in Blüte oder Blut.

Reinhard Johannes Sorge

führt Dich heute zu mir?" fragte er etwas mißtrauisch. "Um es gleich vorweg zu sagen — Geld habe ich nicht . . .!"

"Ich komme nicht wegen Geld, John — ich will einen Job von Dir!"

"Von mir . . .? Er sah den Freund ungläubig an. "Hast Du etwa vergessen, was für ein Geschäft ich betreibe?"

"Nein, durchaus nicht."

"Dann weißt Du wohl nicht, was Nitroglyzerin ist?"

"Also hast Du einen Job für mich, oder ist keine Stelle frei?"

"Eine Stelle ist schon frei, aber ich gebe sie Dir nicht — warum willst Du ausgerechnet Nitroglyzerin fahren?"

"Ich brauche dringend Geld; ich brauche es schnell und es muß viel sein, und das kann ich allein hier bei Dir verdienen."

"Und so schnell wie in diesem Geschäft kannst Du auch nirgends sterben, daran denkst Du wohl nicht, wie?"

Frank Grifford trat dicht an den Schreibtisch des Freundes heran: "John", begann er mit verhaltener Stimme, der man aber eine heftige innere Erregung anmerken konnte, "es gibt einen Augenblick im Leben, der eine unwiderrufliche Handlung oder Entscheidung verlangt, die einem niemand abnehmen kann und die, unterbleibt sie — aus Angst, aus Feigheit, aus Bequemlichkeit oder einfach nur aus Trägheit —, bis in die Ewigkeit das Gewissen belasten wird — Gott wird jeden, der, weil er ein persönliches Opfer scheute, es unterließ, seinem Nächsten, der in Not war, zu helfen, verachten . . ."

"Gott wird niemand verachten, der es ablehnte, zum Selbstmörder zu werden — Gott wird es nicht —"

"John . . .!" unterbrach Grifford den Freund — "Du willst mich nicht verstehen!"

"Ich will vor allem nicht bewußt einen Freund, meinen Freund, Dich, in den Tod schikken."

"Für einen Fremden hättest Du also eine Stelle als Fahrer?"

"Ja."

"Dann gib Sie mir!"

"Frank!" sagte Murray scharf: "Dann hör Dir doch dies einmal an: Nitroglyzerin ist das eigenartigste Sprengmittel, das es gibt; es ist manchmal ganz harmlos, Du kannst mit einem Hammer darauf schlagen, und es passiert nichts; und dann brauchst Du es nur anzusehen — und es explodiert! Es kann nur in mit Gummi ausgekleideten Kanistern, die in besonders dafür hergerichteten Gurten hängen, auf Spezial-Lastwagen transportiert werden, und die Lastwagen dürfen nur bei Nacht fahren und nur bestimmte, vorher festgelegte, der Polizei gemeldete Straßen benutzen . . .

Du darfst keine Ortschaft berühren oder gar durchfahren . . . Du darfst den Blick nie, auch nicht für eine Sekunde, von der Fahrbahn nehmen: eine winzige

St. Vinzenz

Bis zum nächsten Erdbeben?

Es ist erstaunlich, wie viele Leute hilfsbereit werden — sobald die Not einen Prediger hat. Aber das ist Voraussetzung, sie darf keine verschwiegene Not sein; sie muß Stimme haben, sie muß zuerst Lärm machen oder ein Schauspiel sein, bevor die Leute ihr Herz spüren und ins Laufen kommen. Wo das Unglück Gewehrsalven verschießt — Budapest —, wo es Staudämme zerbrökkelt — Ferjus —, wo es ganze Städte zu rauchenden Schutthaufen zusammenwirft — Agadir —, da regnet es Hilfe aus allen Himmelsrichtungen, da wetteifert die Nächstenliebe über ganze Kontinente hinweg. Andere Not aber, stillere und manchmal doch so verzweifelte Not, vermag die Herzen nicht aufzuwecken; auch dann nicht, wenn sie uns vor den Füßen liegt.

Für Agadir sind die Flotten aus dem Mittelmeer und dem Atlantik zusammengelaufen; Minister Strauss hat seine Flugzeuge geschickt, und das Rote Kreuz sendet Tag und Nacht seine Postschecknummer. Das ist gut so. Wenn in Marokko ein Erdbeben und einige Stunden später amerikanische Pioniertruppen zur Stelle sind, um unter den Schutthaufen nach Überlebenden zu garben, dann ist das ein Kulturgewinn. Man soll sich daran erinnern, daß vor nicht allzulanger Zeit in der gleichen Gegend noch Sklaven gejagt wurden, daß nicht weit davon entfernt — und nicht zum bloßen Zeitvertreib — Atombomben explodierten, daß der Rassenhaß, daß die Menschenfresserei in vielfältiger Form noch lange nicht ausgerottet sind, um richtig zu ermessen, was für ein neuer und großer Gewinn diese internationale Solidarität in Katastrophenfällen ist.

Man möchte manchmal wünschen, daß alles Unglück auf der Welt sehr laut schreiendes Unglück sei; bloß zeitweise, denn der Jammer würde so unerträglich anschwellen wie Getöse vor dem Weltuntergang. Wie wären wir da aufgeschreckt, wenn alles Leid plötzlich eine Stimme hätte, so viel Lautstärke jedes Leid, wie in ihm Verzweiflung ist. Verzweifelte Stimmen aus vergessenen Dachkammern, aus sehr vornehmen Fassaden, aus Kellern, Baracken und Heilanstalten. Wenn alles Leid Stimme hätte, das wir in Statistiken eingetrocknet haben, wenn aller Hunger in der Welt, wenn die Millionen, die vom Aussatz zerfressen werden, die Flüchtlingsmillionen in den arabischen und afrikanischen Wüsten und in den Felsen von Hongkong, wenn alle Unglücklichen, die wir vergessen oder über die wir in der Zeitung gemächlich lesen, wenn sie alle sich melden könnten, bloß ein einziges Mal, was wäre das für ein entsetzliches apokalyptisches Schreien über alle Kontinente hinweg. Vielleicht würden wir dann besser helfen, wenn jede Not eine Stimme hätte, einen Prediger, eine Revolte, ein Erdbeben. Aber weil die allermeiste Not verschwiegen ist, so daß man sie oft aus allernächster Nähe nicht hört, deshalb hat der hl. Vinzenz seine Caritashelferschaften gegründet. Er wollte eine nachspürende, hellhörige Liebe, und keine Nächstenliebe, die erst beim Sturmläuten erwacht. **E. S.**

Bodenwelle, die Du gar nicht gesehen haben kannst, genügt — und es passiert! Ein Ast, ein kleiner Stein, ein Reh, dem Du ausbiegen willst — und es passiert! Aus irgendeinem Grund gerätst Du vorübergehend ins Schleudern, streifst einen Baum, kaum merklich, daß nicht einmal der Lack beschädigt wurde — und es passiert! . . . willst Du immer noch fahren? Nitroglyzerin fahren heißt das Leben wegwerfen, ist glatter Selbstmord — sicher, es muß gefahren werden, damit neue Ölquellen springen und nicht brennen, und wenn sie brennen, damit sie gelöscht werden können, aber, verdammt, Frank, das ist keine Arbeit für Dich, das ist etwas für Männer, die nichts zu verlieren haben, für Abenteurer, für 'Windhunde'! Durchschnittlich verlieren wir zwei Mann im Monat — früher oder später gehen sie alle drauf: durch Explosion oder sie werden wahnsinnig, denn es hält keiner lange aus, immer zu warten, auf die Explosion zu warten, auf den Tod . . . fahren, warten, fahren, warten auf den Tod, in den Tod hineinfahren — einmal verlieren sie die Nerven, alle, dann ist es soweit — und es passiert! . . . willst Du immer noch fahren . . .? Du darfst nicht schnell fahren, trotzdem mußt Du den verabredeten Termin einhalten; Du hast Dich durch irgend etwas verspätet und dann wirst Du schneller fahren müssen, Du wirst nervös, Du trittst das Gaspedal durch — und Du fliegst in die Luft, irgendwann fliegst Du sowieso in die Luft . . . vielleicht schon auf den ersten zehn Metern Fahrt . . . willst Du immer noch fahren . . .? Den Auftrag, für den die Fahrstelle frei ist, will keiner der Männer ausführen, keiner, hast Du gehört, und denen ist es ziemlich gleichgültig, wohin sie ihr Nitroglyzerin transportieren müssen; die Quellen bei El Paso brennen schon seit acht Tagen, und ein Tornado verwüstete die Straßen zu den Ölfeldern — es gibt dort praktisch keine Straße mehr, die letzten fünf Kilometer fährst Du nahezu auf einem Sturzacker — Du fährst hier direkt in die Hölle . . . Du kannst gar nicht durchkommen: keiner kam bisher über diesen Sturzacker: zwei haben es versucht, sie sind explodiert; der dritte kehrte vorher um und stürzte beim Wenden eine Böschung hinunter — explodiert; der vierte, der hinauffuhr — nun, wir wissen heute noch nicht, wo er ist . . . für dise Fahrt haben wir keinen Spezialwagen mehr, ein normaler Lastwagen müßte provisorisch hergerichtet werden. Willst Du damit fahren . . .?

"Ja!"

"Du sagst ja, und Du denkst nicht an den Tod."

"Weil ich an den Tod eines kleinen, kranken Mädchens denke, muß ich fahren."

John Murray gab es auf. "Dann fahr zur Hölle!" schrie er plötzlich aufspringend — er war wütend auf den Freund, auf sich, weil es ihm nicht gelungen war, Grifford zu überreden, nicht zu fahren. "Sei gegen neun Uhr auf dem Hof — dann ist der Wagen fertig, die Papiere und die Karte. Bis dann . . .!" Er wendete sich um und verließ ohne Gruß das Zimmer.

Frank Grifford fand sich pünktlich wieder ein. Der Lastwagen stand fertig. Er lehnte sich abwartend gegen die Hausmauer. Murray kam über den Hof; er sah dem Freund nicht in die Augen: er gab ihm die Papiere und die Karte. "Gott möge mir vergeben, daß ich es zulasse, daß Du die Fahrt machst", sagte er, drehte sich um und ging schnell zurück in sein Büro. Von dort, hinter der Gardine stehend, beobachtete er, wie der Wagen aus dem Fabrikhof hinausrollte. Er betete. Er hatte im Leben nur einmal gebetet, damals, im Kriege, als sie vor Iwo Jima in die Landungsboote stiegen, vorher nie und auch hinterher nicht wieder, aber jetzt betete er, diese Fahrt würde schlimmer sein, als Iwo Jima, als Saipan, als Guadelupe, als Nettuno und Monte Cassino, und Frank Grifford wußte nichts von allem — er fuhr die Straße hinunter, ruhig gelassen, als säße er in seinem Taxi.

Frank Grifford dachte nicht an das Nitroglyzerin, das dicht hinter seinem Rücken in den Gummigurten hing; er dachte nicht an die Gefahr, in der er schwebte, er dachte auch nicht an die letzten fünf Kilometer Sturzacker. Er fuhr, und er beobachtete aufmerksam die Straße; er mußte das Ziel erreichen, denn Mary, die kleine Tochter seines Bruders, sollte leben, sie war noch so jung und sie wußte noch gar nicht, was das Leben überhaupt war, wie schön es für ein Kind sein konnte, wenn es gesund war — Mary sollte gesund werden . . . und sie würde gesund werden, wenn er die drei-

St. Don Bosco

Begegnete Don Bosco auf der Straße einem seiner Zöglinge oder einem Bekannten, der aus Lässigkeit ohne Gruß an ihm vorüberging, dann hielt er ihn an — wie es einst Philipp Neri getan hatte — und fragte ihn:

"Mein Lieber, was bedeutet auf deinem Hut der Nagel?"

Der Angesprochene nahm dann den Hut in die Hand, drehte ihn hin und her und antwortete einigermaßen verlegen:

"Welcher Nagel?"

Darauf schmunzelnd der Heilige:

"Entshuldige, bitte — ich glaubte einen Nagel zu sehen, der deinen Hut festhielt, weil du mich nicht gegrüßt hast."

Man kann sich vorstellen, daß sich in Zukunft jeder beeilte, Don Bosco zu grüßen, damit er nicht wiederum einen Nagel auf dem Hute sehe.

*

Eines Tages kamen zwei Männer zu Don Bosco und fragten ihn, auf welche Zahlen sie beim Lotto setzen sollten. Don Bosco konnte sich ihrem Drängen nicht entziehen und sagte schließlich:

"Nun gut, spielt die Zahlen 10, 5 und 14!"

Zufrieden empfahlen sich die beiden. Don Bosco aber hielt sie mit der Frage zurück:

"Und ihr wollt keine Erklärung?"

"Nein, das ist nicht notwendig."

"Aber wenn ich sie euch nicht gebe, versteht ihr nicht zu spielen.

...."Also gut!"

"Merkt gut auf: Die Zahl 10 bedeutet die 10 Gebote Gottes, die Zahl 5 die 5 Gebote der Kirche und 14 die leiblichen und geistigen Werke der Barmherzigkeit. Spielt sie gut und ihr werdet Glück haben!"

tausendfünfhundert Dollar, die er für die Fahrt mit der Sonderprämie erhalten sollte, nach Hause bringen konnte. Er fuhr etwas über fünfzig Stundenkilometer. Als er sich dem Pecos-River näherte, rückte der Wald beidseitig auf die Straße zu, er drosselte sofort die Geschwindigkeit auf zwanzig Kilometer: er wollte nicht Gefahr laufen, wegen eines unerwartet austretenden Rehes, wegen eines Hasen oder Rebhuhns plötzlich bremsen oder ausweichen zu müssen oder gar das Tier in den Kühler zu bekommen. Plötzliches Bremsen und Ausweichen war das Gefährlichste für die Kanister, sie würden aneinanderschlagen: es könnte das Ende für ihn bedeuten.

Der Wald war länger als er nach der Karte geschätzt hatte: er konnte also die niedrige Geschwindigkeit kaum länger beibehalten, wollte er vor dem Morgengrauen bei den Ölfeldern von El Paso eintreffen, wollte er die Prämie nicht aufs Spiel setzen — er mußte ganz zwangsläufig schneller fahren: er ging auf 40, auf 50 und schließlich sogar auf 60; ihm war nicht mehr wohl, er verspürte einen Vorgeschmack dessen, was die Fahrer, die hier täglich Nitroglyzerin entlangfuhren, litten.

Er fuhr nun schon Stunden, die Augen begannen vom angestrengten Sehen zu brennen und da glaubte er, weit vor sich, mitten auf der Sraße einen Menschen stehen zu sehen. Er griff nach der Bremse. Im ersten Augenblick wußte er nicht recht, was er tun sollte: bremsen, halten oder einfach weiterfahren in der Hoffnung, daß der Mann zur Seite treten würde. Aber vielleicht brauchte er Hilfe. Grifford verminderte die Geschwindigkeit und fuhr langsam auf den Mann zu, indem sah er den Revolver in dessen Hand und erkannte die Sträflingskleidung, die er trug. Seine erste Überlegung war, Gas zu geben, aber da dachte er an das Nitroglyzerin hinter sich — der Mann würde schießen. Er nahm sich zusammen: wenn er dem Mann klarmachte, was für einen Wagen er fuhr, würde dieser sicher versuchen schnell einen großen Abstand zwischen sich und den Nitroglyzerinwagen zu bringen. Grifford hielt, beugte sich aus dem Fenster und rief: “Mann, sehen Sie denn nicht — ich fahre Nitroglyzerin . . . treten Sie zur Seite!”

Der Mann grinste unverschämt und hob den Revolver.

“Schießen Sie ruhig — schießen Sie! . . . das jedenfalls wäre der kürzeste Weg in die Hölle. Ich habe vierzig Kanister Nitroglyzerin hinten im Wagen . . . so etwas haben Sie wohl noch nicht explodieren gesehen, wie? Treten Sie doch zur Seite!”

“Ich fahre mit”, sagte der Mann unbewegt, “öffnen Sie die Tür — und keine Tricks, ich verstehe keinen Spaß.”

Grifford sah ein, daß ihm tatsächlich nichts anderes blieb, als die Tür zu öffnen. Der Mann stieg schnell ein und ließ sich in das Polster fallen.

“Los!” sagte er befehlend, und stieß Grifford den Revolver in die Seite. “Los! . . . und fahr schnell.”

“Mit Nitroglyzerin kann man nicht schnell fahren.”

“Du fährst, wie ich es will, verstanden — der Wagen schafft hundert . . . und die wirst du fahren!”

Der Mann hob den Revolver und schlug Grifford mit dem Knauf in den Nacken. “So, das verstehst Du vielleicht besser!” und er lachte, gellend schrill, hysterisch. “Es soll mir auf einen weiteren Mord nicht ankommen — es ist Dein Pech, daß Du gerade die Straße herunterkommen mußtest als ich dort wartete — sie sind hinter mir her . . . und nun leg den Gang rein!”

Grifford gehorchte — was sollte er anders tun —, aber er überlegte verzweifelt, wie er den Mann dazu bringen konnte, seine Absicht zu ändern. Vielleicht wußte er tatsächlich nicht, was Nitroglyzerin war — man bricht schließlich nicht aus einem Zuchthaus aus, um sich anschließend gleich mit Nitroglyzerin in die Luft zu sprengen. Aber für Logik würde er einfach nicht zugänglich sein. Drohungen würden ihn überhaupt nicht beeindrucken, denn er hatte den Revolver, und zu sagen, er wolle gegen den nächsten Baum steuern, das würde der Mann nicht glauben, und Bitten würde ihm höchstens ein hämisches Lachen entlocken. Aber noch hatte Frank Grifford nicht aufgegeben, noch war er überzeugt, sein Ziel, El Paso, zu erreichen — es hing lediglich von der Frage ab, sich des Mannes zu entledigen — daran, daß das Nitroglyzerin bei der Geschwindigkeit, die er nun fuhr, jede Sekunde explodieren konnte, dachte er schon überhaupt nicht mehr.

“Hör mal, Kumpel”, begann er zu sprechen, und er wunderte sich, wie sicher seine Stimme klang, “mir ist es im Grunde egal, ob ich hier, jetzt, oder erst nach der nächsten Kurve mit Dir in die Luft fliege, denn bei diesem Tempo werden wir unweigerlich in die Luft fliegen — und, ich fahre nicht für mich, auch das Geld, das die Fahrt einbringt, ist nicht für mich . . .” — er machte eine Pause, um dem Mann Gelegenheit zu gebe, den Sinn der Worte zu erfassen, oder etwas zu erwidern, aber der Mann schwieg.

“Ich bin aus Brownsville . . . weißt Du, wo das liegt? In der südlichen Spitze von Texas . . .

Schuß auf Seite 21

Das Recht der Familie kommt vor dem Recht des Staates, heißt es in einem Schreiben von Papst Johannes XXIII. an den Erzbischof von Montreal. “Es ist Aufgabe der Katholiken, mit Kraft die Rechte der Familie zu behaupten”: das Recht auf Einheit, auf Beständigkeit, auf Fruchtbarkeit, auf Erziehung, auf Schutz der physischen und moralischen Gesundheit, auf “Lebensraum”, auf aufteilende Gerechtigkeit und auf eine besondere Familiengesetzgebung. Wörtlich wird dann festgestellt: “Die Gesellschaft ist nicht, wie gesagt wurde, aus einzelnen Individuen zusammengesetzt, sondern aus einer Gesamtheit von Familien, und die Rechte der Familie sind älter und höher als die des Staates.”

Eucharistischer Kongress Muenchen

Ursprung und Weltgang der Eucharistischen Kongresse

Französische Initiative — Europäische Integration — Spiegel der Welteinheit

von P. Franz von Tattenbach, S.J., Leiter des Zentralbüros

Wer vom Eucharistischen Weltkongreß in München nur durch Zeitungsnotizen Kenntnis erhält, mag vielleicht den Eindruck gewinnen, als ob das Wichtigste bei diesen Kongressen die Erreichung einer möglichst hohen Teilnehmerzahl wäre. "3000 Bischöfe sind eingeladen" — "München erwartet eine Million Kongreßgäste" — Über 100 km im Umkreis von München werden Quartiere gesucht."

Ist es wirklich das Ziel Eucharistischer Kongresse, daß sie stets größere Menschenmengen anziehen und immer gigantischere Ausmaße annehmen? Um Sinn und Zweck dieser Internationalen Kongresse recht zu verstehen, muß ihr historischer Werdegang verfolgt werden. Dabei sind eine überraschend deutliche Entwicklungslinie und somit eine erstaunliche innere Lebendigkeit festzustellen. Drei Merkmale sollen kurz Erwähnung finden.

Schon allein die Geographie der Kongresse, d. h. der Weg, den der Kongreß bisher in seiner Geschichte durch die Länder nahm, ist aufschlußreich. Der erste Eucharistische Kongreß wird 1881 in Lille/Nordfrankreich gefeiert. Die 14 folgenden Kongresse verbleiben mit einer einzigen Ausnahme (1893 Jerusalem) in Frankreich bzw. im französischen Sprachraum. 25 Jahre nach dem ersten Kongreß, 1905 in Rom, setzt eine zweite Phase der Entwicklung ein. Der Kongreß verläßt den französischen Sprachraum und beginnt seine Wanderschaft durch die europäischen Hauptstädte. So bleibt es mit einer einzigen Ausnahme 1910 Montreal/Kanada, bis zum Jahre 1926, wo der Kongreß in Chicago/Nordamerika tagt. Jetzt wandert er über alle Kontinente des Erdkreises. Jeder der 5 Kontinente hat inzwischen seinen Eucharistischen Weltkongreß gefeiert: Australien 1928 in Sydney, Afrika 1930 in Carthago, Südamerika 1934 in Buenos Aires und 1955 in Rio de Janeiro, Asien 1937 in Manila.

Äußerlich läßt sich noch eine zweite Entwicklungslinie in der Geschichte des Kongresses verfolgen. Zwar wird bereits der erste Kongreß als internationale Zusammenkunft mit ausdrücklicher Billigung und Unterstützung des Papstes gefeiert — Leo XIII. soll geäußert haben, er werde alles, was in seiner Macht steht, zur Förderung der Eucharistischen Weltkongresse tun — aber es dauert doch noch 25 Jahre, bis der Papst selbst einen Kongreß leitet und ihm dadurch höchste Autorität verleiht. Seit 1905 gibt es keinen Kongreß mehr, der nicht durch die Entsendung eines eigenen päpstlichen Kardinallegaten ausgezeichnet worden wäre, abgesehen vom Kongreß in Rom (1922), wo Papst Pius XI. wieder selbst das Präsidium führte. Von 1928 an hat jeder Kongreß eine eigene Radiobotschaft des Heiligen Vaters empfangen. Aber erst nach dem zweiten Weltkrieg wird das Internationale Komitee, das die Verbindung von einem Kongreß zum anderen aufrechterhält, nach Rom verlegt, und der Papst selbst ist es, der den nächsten Kongreß bestätigt oder bestimmt. Aus privater Initiative in Frankreich entstanden, wird der Kongreß bereits in den ersten 80 Jahren seiner Geschichte zur weltweiten und von der Weltkirche selbst veranstalteten offiziellen Glaubenskundgebung.

Entscheidender aber als diese äußeren Linien seiner historischen Entwicklung ist die innere Geschichte des Kongresses. Es ist eine echt gnadenhafte Entwicklung, gemäß dem Worte des Herrn vom Senfkörnlein. Im Jahre 1873 weihte eine Gruppe von 60 französischen Abgeordneten am Feste der Apostelfürsten Petrus und Paulus im Heiligtum zu Parey-le-Monial ihr Vaterland dem Hl. Herzen Jesu. Es sollte ein öffentlicher Protest gegen die ständig zunehmende Laisierung Frankreichs sein. Dieser Huldigung wohnte ein junges französisches Mädchen, Maria Martha Tamisier, bei. Ein Gedanke zündete in ihrer Seele: Frankreich, ja die ganze Welt retten durch die Heiligste Eucharistie. Sie beriet sich mit erfahrenen Geistlichen und sieben Jahre später konnte dann in Lille der erste Eucharistische Kongreß mit dem Segen des Papstes Leo XIII. gefeiert werden.

Schon dieser Kongreß hatte internationalen Charakter, er war aber doch noch ein sehr bescheidener Anfang. 3000 Gläubige verehrten das Allerheiligste hinter verschlossenen Kirchentüren. Die Regierung hatte eine öffentliche Prozession untersagt. Der zweite Kongreß in Avignon (1882) vereinigte bereits 10 000 Männer zur Sühneprozession, die jedoch wiederum nur hinter den verschlossenen Parktoren des Kollegs stattfinden konnte. 1883 tagte der Kongreß dann in Paris; sein Thema "Christus, König der Welt" war ein scharfer Protest gegen die ständig zunehmende Entchristlichung des offiziellen Frankreich. Eroberung der Öffentlichkeit für die Verehrung des im Sakrament verborgenen Herrn, Sühne für die ihm angetane Schmach, sowie Vertiefung und Verbreitung der Lehren über das allerheiligste Altarsakrament bleiben die treibenden Ideen des Kongresses. Dadurch verbindet er sich zutiefst mit dem inneren Wachstum des Frömmigkeitslebens der katholischen Kirche.

Wiederum ist es der Kongreß in Rom, der besondere Bedeutung gewinnt. Der "eucharistische

Papst" Pius X. (1903 gewählt) holte den Kongreß bereits 1904 in die Ewige Stadt wo er dann ein Jahr später unter seinem Vorsitz gefeiert wurde.

Im Dezember 1905 erließ Pius X. sein weltberühmtes Dekret, über die häufige Kommunion, das der gesamten Entwicklung kirchlicher Frömmigkeit entscheidenden Antrieb gegeben hat. 1906 äußerte der päpstliche Kardinallegat beim Eucharistischen Weltkongreß in Tournai/Belgien, das Kommunion dekret sei Frucht, Sieg und Triumph der früheren Eucharistischen Kongresse. Der erste Kongreß auf deutschem Boden 1907 in Metz beschäftigte sich ausschließlich mit den Problemen theologisch-pastoraler Art, die das Dekret aufgeworfen hatte.

"Pro Mundi Vita"

Welche Folgerungen ergeben sich nun für die Vorbereitung des Münchener Kongresses? Er findet statt in einer Welt, die sich das erste Mal in ihrer Geschichte bewußt wird, daß sie eine große Einheit bildet. Ungeahnte Möglichkeiten eines Weltfriedens, einer Weltorganisation, weltweiten gegenseitigen Verständnisses zeichnen sich ab. Zugleich aber steigt auch das Bewußtsein, daß jeder Krieg in einem Lande nicht nur die unmittelbaren Nachbarn, sondern wahrscheinlich die ganze Welt in Mitleidenschaft ziehen wird. Die Technik bietet uns bisher unbekannte Möglichkeiten weiteren Aufstiegs und — furchtbarster Zerstörung. Wir wissen heute daß es möglich ist, der Menschheit unerhörtes Wachstum zu sichern, und wir wissen auch, daß der Menschheitstod ebenso möglich ist.

Wenn die Kirche einen Weltkongreß feiert, dann kann sie es nur tun angesichts dieser Weltlage. Und wenn sie je gerufen ist, der Welt das Wort der Wahrheit zu verkünden, dann bei einem solchen Kongreß. Die Kirche hat den Mut, auch heute ein Wort der Klärung und Wegweisung zu sagen. Sie glaubt, es nicht besser tun zu können, als mit dem Hinweis auf den, der gekommen ist, einer ganzen Welt das Leben zu bringen; der fähig war, die Welt zu erlösen und dafür zu sorgen, daß diese seine große Erlösungstat für alle Zeit gegenwärtig bleibe in der Feier der Eucharistie.

So wurde denn das Wort des Herrn: "Pro mundi vita — für das Leben der Welt" zum Thema des Kongresses gewählt. Die Welt ist von Gott zum Leben, nicht zum Tode geschaffen, — aber nur dann, wenn sie sich zum Gesetz des Todes Christi, der das wahre Leben gebracht hat, bekennt. Damit war eine weitere Aufgabe des Kongresses gegeben: Die Hl. Messe mußte in den Mittelpunkt der Feierlichkeiten gestellt werden. Freilich soll wie bisher dem im Sakrament innerweltlich gegenwärtigen Herrn öffentlich Verehrung und Sühne geleistet werden. Aber die Feier seiner liebenden Hingabe in den Erlösungstod und das tätige Mitopfern des ganzen Volkes darf doch den ersten Platz beanspruchen.

Und so ist ein neues Stichwort für den Kongreß 1960 gefallen: Die liturgische Feier. In Anlehnung an die Kartage und das Osterfest, diese so herrliche Entfaltung unseres ganzen Erlösungsgeheimnisses, sollen die Haupttage des Kongresses gestaltet werden. Der Donnerstag ist dem Gedanken an das Priestertum und die tätige Liebe gewidmet. Vormittags wer den in mehreren Münchener Kirchen Priesterweihen gehalten, abends vereinigt eine Betsingmesse alle Teilnehmer um den Altar des Festplatzes. In Erinnerung an den Gründonnerstag wird Fußwaschung gehalten und die Neupriester spenden den Primizsegen. Der Freitag steht ganz im Zeichen des Kreuzes. Die Stunden der Todesangst Christi sollen in stillem Gebet begangen werden. In Dachau wird die neue Lagerkapelle "Zur Todesangst Christ" geweiht und die verschiedenen Nationen veranstalten Sühneandachten. Am Abend vereinigt wieder eine große Kreuzesfeier alle Pilger auf dem Festplatz. Der Samstag ist der Tag des sieghaft anbrechenden Lichtes, der Erlösung für die Welt, der Sendung der Laien. Jetzt soll sichtbar werden, daß im Wort des Herrn und in der Kraft seiner Gnade die innerweltlichen Werte und Ordnungen, die sich heute aufzulösen drohen, eine neue Bestätigung und Festigung

---

Festmotette für den Eucharistischen Weltkongress 1960

Text: Gertrud von Le Fort - Musik: Joseph Haas

Herr, es geht ein Grauen um auf unsrer Erde,
Es geht ein Zittern um auf allen Straßen der Zeit —
Wer wird uns retten, wenn der Tod kommt?
Wer wird die schöne Erde in die Arme nehmen wenn sie stürzt?
Der Herr wird unser Leben retten, wenn wir sterben,
Er wird die schöne Erde nicht verlassen, wenn sie stürzt:
Lichtjahre währt Seine Liebe
Und nach Sonnenchören zählt Sein Erbarmen —
Schwarze und weiße Menschen sind seine Kinder,
Alle Völker sind durch Ihn ein einzig Volk!
Was werdet ihr denn sterben, Menschenkinder?
Vom Himmel stieg herab, der euch errettet —
Der euer Schöpfer ist, ward euer Bruder —
Er der lebendige selbst ist eure Speise!

Kinderchor:

Mit unsren kleinen Stimmen
Lobpreisen wir das ewige Geheimnis!
Wir singen: Freude und abermals Freude,
In Gott ist das ewige Leben!

Chor:

Mit aller Völker Stimmen
Wir singen: Freude und abermals Freude,
Lobpreisen wir das ewige Geheimnis!
In Gott ist das ewige Leben!

erfahren. Der Sonntag will dann all diese Gedanken zusammenfassen in der gemeinsamen Feier des Pontifikalamts, das der päpstliche Kardinallegat im Auftrag des Heiligen Vaters zelebrieren wird. Der Papst selbst wird eine Rundfunkbotschaft an uns richten und alle Nationen werden zu diesem Opfer ihre Vertretungen entsenden.

"Statio orbis"

Dieser großen Welteucharistiefeier hat Pater Joseph Andreas Jungmann, S. J., noch einen weiteren Akzent verliehen, indem er die Entwicklung der Internationalen Eucharistischen Kongresse mit einem altrömischen Brauch der christlichen Frühzeit verglich. Damals war das Bewußtsein, in der Eucharistie nicht nur Symbol, sondern innerstes Geheimnis und eigentliche Kraftquelle kirchlicher Einheit zu besitzen, so stark, daß Klerus und Volk diese gemeinsame Feier auch dann nicht missen wollten, als das kirchliche Leben in Rom sich immer weiter entfalten konnte. Wenigstens an den großen Festtagen rief der Bischof von Rom, der Papst, alle Pfarreien auf zu einem großen gemeinschaftlichen Gottesdienst, der reihum in den verschiedenen Kirchen der Stadt gehalten wurde. Alle Pfarreien mußten dabei wenigstens durch eine Delegation und ihr Vortragskreuz vertreten sein. Damit sollte zum Ausdruck kommen, daß es nur eine einzige Eucharistie gibt, einen einzigen Tisch des Herrn, um den sich seine Jünger scharen. Die Kirche dieses großen päpstlichen Gemeinschaftsgottesdienstes und dieser Gottesdienst selbst wurden "statio" genannt, "Statio urbis", — Stationsfeier der Stadt Rom. Heute hat sich die "statio urbis" zur "statio orbis" geweitet: Nicht nur die verschiedenen Pfarreien der Stadt Rom wollen zur gemeinsamen Eucharistiefeier zusammenkommen, sondern der ganze katholische Erdkreis schart sich um den Vertreter des Heiligen Vaters, um vor aller Welt seine Einheit im Glauben und in der Liebe des Eucharistischen Mahles zu bekunden.

So wird Ziel und Sinngebung des Eucharistischen Kongresses in München deutlich: Nicht allein weltöffentliches Bekenntnis zum Geheimnis der Eucharistie, nicht nur Sühneleistung und Verehrung des so oft geschmähten Sakraments, sondern vielmehr Bekenntnis und Vollzug des Einsseins im Glauben und in der Gnade sollen angesichts der heutigen Weltlage allen, die guten Willens sind, das Licht zeigen, das allein den Weg weisen kann, den eine hoffende und doch so sehr gefährdete Menschheit gehen muß. –

Nur Selbstmörder . . . .

Schluß von Seite 18

Hörst Du mir zu?' Er bekam keine Antw'ort. Frank Grifford sprach weiter. "Voriges Jahr kamen ein paar Kollegen von Dir in unsere Stadt und beraubten die Sparkasse . . ." — er machte wieder eine Pause, aber der Mann schwieg beharrlich — "doch sie machten einen Fehler, wie Du einen gemacht hast, nicht wahr, sonst würdest Du ja jetzt nicht hier neben mir sitzen", fuhr er fort.

"Fahr schneller!" schrie der Mann plötzlich, aber seine Stimme klang ganz anders als zuvor, nicht mehr so selbstsicher, "und hör auf zu reden!"

Der Mann hörte also zu, und das beruhigte Grifford irgendwie; er nahm seine Erzählung wieder auf: "Alles verlief, wie von den Burschen geplant: sie bekamen das Geld, und sie kamen unbehelligt zur Tür und sie kamen auch wieder hinaus, indem fuhr aber die Polizei vor; das war nicht geplant gewesen — und nun machten sie ihren lebensgefärlichen Fehler: sie eröffneten das Feuer auf die Polizei . . . "Frank sah flüchtig zur Seite.

". . . auf der Flucht warf einer von Ihnen ein Messer, das unglücklicherweise ein Kind traf und leicht verletzte . . ." vollendete der Mann den Satz.

Grifford war so bestürzt, daß er den Fuß vom Gaspedal nahm. Der Mann neben ihm schien nicht zu merken, daß der Wagen Geschwindigkeit verlor und schließlich sogar zum Stehen kam; er starrte wie gebannt vor sich auf die Straße.

"Das können Sie nicht gelesen haben, denn es ist nicht erwähnt worden, in keiner Zeitung", brachte Frank stockend hervor.

"Nein", sagte der Mann ruhig, "das habe ich auch gar nicht gelesen: ich war der Mann, der das Messer damals warf." Mit diesen Worten hob er seinen Revolver.

Frank ignorierte die Drohung.

"Das Mädchen wurde nicht nur leicht verletzt — das Messer traf das Herz; das Kind hatte zwar Glück, es starb nicht, es konnte gerettet werden, aber seitdem siecht es dahin . . . die letzten Untersuchungen haben ergeben, daß es noch etwa zehn Tage zu leben hat." Grifford sah den Mann nun voll an — würde er jetzt eine Reaktion zeigen. Der Mann sagte nichts, er sah nur vor sich hin, unbewegt.

"Das Mädchen heißt Mary", nahm Grifford seine Erzählung wieder auf, "und es ist die Tochter meines Bruders, und deshalb fahre ich Nitroglyzerin; wir brauchen das Geld für eine Operation in einer Spezialklinik: dreitausend Dollar — Mann, wenn Sie noch einen Funken Gewissen in sich haben, dann steigen Sie jetzt aus und lassen mich fahren — geben Sie mir die Chance, das Geld zu verdienen! . . . für das Kind, das durch Ihre Schuld sterben muß . . . steigen Sie aus!"

Der Mann saß regungslos, mit steinernem Gesicht, minutenlang, dann ließ er den Revolver sinken — und stieg aus, wortlos, ohne Grifford noch einmal anzusehen.

Ein gütiges Geschick ließ Frank Grifford nach zwei Stunden, genau zur festgesetzten Zeit, die Ölfelder von El Paso erreichen.

Die kleine Mary wurde am nächsten Tag nach Portland überführt und erfolgreich operiert. –

Weder der Christ noch der Heide kann es vermeiden, das Werk der Vervollkommnung beim Anfang, nämlich mit der Enthaltsamkeit, zu beginnen. Leo Tolstoi

Mangelware Mensch

Die stille Revolution auf dem Arbeitsmarkt

Die Verelendung des Proletariats in der Zeit des Hochkapitalismus war bedingt durch das Überangebot an Arbeitskraft, das dem Unternehmer erlaubte, zu Mindestlöhnen Arbeitskräfte einzustellen und sie wieder zu entlassen, wie es ihm beliebte. Die Arbeiterbewegung konnte ihre Forderungen daher nur durch die Schaffung einer Sodalität unter der Arbeiterschaft durchsetzen, so daß nun nicht mehr der einzelne entbehrliche Arbeitnehmer, sondern die geschlossene Front der Gewerkschaft dem Unternehmertum gegenüberstand. Wir kennen die großen Erfolge, die die Arbeiterschaft auf diese Weise im Laufe der Jahrzehnte errungen hat; aber wir wissen auch, daß nur ein ständiger Kampf um eine eiserne Disziplin diese Errungenschaften sichern konnte. Inzwischen ist aber auf dem Arbeitsmarkt eine völlige Wandlung eingetreten. In den meisten Branchen besteht ein großer Mangel an gelernten Facharbeitern und auch an ungelernten Hilfskräften. Die Hauptsorge der Industrie ist längst nicht mehr die Erlangung von Arbeitsaufträgen, sondern die Beschaffung der nötigen Arbeitskräfte. Durch die verschiedensten Vergünstigungen über die mit den Gewerkschaften ausgehandelten Tarifverträge hinaus suchen sich die Betriebe qualifizierte Fachkräfte gegenseitig abzuwerben. Wir stehen damit vor einer völlig neuen Situation auf dem Arbeitsmarkt, wie man sie früher höchstens zu Kriegszeiten oder in anderen nicht normalen Zuständen kannte.

Zunächst ist es erstaunlich, daß es wider alle Erwartung zu einer solchen Entwicklung kam. Man hatte angenommen, daß die zunehmende Automatisation immer mehr Menschen im Arbeitsprozeß überflüssig und daher arbeitslos machen werde. Alle marxistischen Prognosen wollten daraus eine immer größere Verelendung des Arbeiters ablesen. Tatsächlich hat die Maschine dem Menschen immer mehr Schwerarbeit abgenommen, aber dafür hat die hochentwickelte Zivilisation ganz neue Dienstleistungen entwickelt, für die es nun an Arbeitskräften fehlt. Die sinkende Geburtenrate führt dazu, daß die aus dem Arbeitsprozeß durch Überalterung ausscheidenden Kräfte nicht mehr genügend durch Nachwuchs ersetzt werden können. In diesem Jahr wird voraussichtlich ein Drittel der Lehrstellen nicht besetzt werden können. Hier zeigen sich die katastrophalen Folgen einer falschen Geburtenbeschränkung, die die natürliche Alterspyramide des Volkes auf den Kopf stellt. Wären nicht in den letzten Jahren Millionen von Flüchtlingen in die Bundesrepublik eingeströmt, so wäre die Lage auf dem Arbeitsmarkt noch viel hoffnungsloser. Aber auch so steht die ganze Entwicklungsmöglichkeit der Industrie auf dem Spiel, wenn es nicht mehr gelingen wird, die Lücken in den Belegschaften auszufüllen. Hier zeigt sich deutlich, wie begrenzt die Übersicht des Menschen über die Zukunft ist und wie verkehrt und verhängnisvoll seine Planungen sein können, vor allem, wenn sie in die Grundstruktur der Natur eingreifen.

Die erste Folge dieser Entwicklung ist, daß das Verhältnis von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt sich radikal umkehrt. Der Arbeitnehmer ist nicht mehr der Arbeitsuchende, der um jeden Preis seine Haut zum Markte tragen muß, sondern er ist der umworbene Partner, der dem Meistbietenden seine Arbeitskraft zur Verfügung stellt. Das gilt nicht in jedem Fach im gleichen Maß, ist aber überall die Grundtendenz. Dieser Zustand wird einige weitere Konsequenzen haben. Wollen die Unternehmer nicht allen Einfluß auf dem Arbeitsmarkt verlieren, so müssen sie sich ebenso solidarisch verhalten, wie dies früher die Arbeiter taten. Sie müssen der gegenseitigen Abwerbung eine Grenze setzen, soll nicht die Fluktuation der Arbeitskräfte, die jede Kalkulation unmöglich macht, immer weitere Fortschritte machen. Aber auch die Gewerkschaften werden einige Überlegungen anstellen müssen. Der umworbene Arbeitnehmer, dem alle Wünsche erfüllt werden, ist nicht mehr organisationsfreudig, sondern wird immer mehr zum Einzelgänger. Die Arbeiterschaft droht der Führung der Gewerkschaften zu entgleiten. Es ist daher höchst töricht, durch parteipolitische und weltanschauliche Einseitigkeiten weite Kreise der Gewerkschaftsmitglieder zu enttäuschen und abzustoßen. Die Folgen können auf die Dauer nicht ausbleiben.

Neben solchen bedenklichen Erscheinungen hat aber diese neue Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt auch einige sehr erfreuliche Wirkungen. Der Mensch gilt heute wieder etwas in der Wirtschaft. War er früher eines der billigsten und auswechselbarsten Elemente in der Produktion, so hat er heute trotz der Höchstleistung der Technik wieder seinen Rang und seine Würde erhalten. Die Wirtschaftsführer werden sich in Zukunft mehr Sorgen und Gedanken um die Heranbildung und die Behandlung von menschlichen Mitarbeitern als um die technische und wirtschaftliche Entwicklung der Betriebe machen müssen. Man wird sorgsamer überlegen, an welchem Arbeitsplatz man einen Mann einsetzt, damit seine Kräfte möglichst gut genutzt werden können. Es wird auch wieder einsichtig werden, daß der arbeitende Mensch weder ein Arbeitstier noch eine blindlaufende Maschine ist. Charakter und Zuverlässigkeit, Moral und auch Religion werden eine höhere Schätzung erhalten, da der Mensch wieder in seinem eigentlichen Wert als Person erkannt wird.

Es ist etwas sehr Tröstliches, wenn die Geschichte erneut be-

Gott hat schoene Dinge gemacht

Nach einer französischen Legende

In einem kleinen Ort, der nicht weit von der Meeresküste gelegen war, lebte vor langer Zeit ein Hirte namens Paul. Er hütete die Schafe des Schloßherrn und heiratete mit fünfundzwanzig ein Mädchen namens Pauline.

Sie liebten sich sehr. Unter den vielen Lasterhaften des Dorfes, um deretwillen später die große Flut hereinbrach, blieben sie die einzigen Guten, Reinen.

Paul und Pauline bekamen einen kleinen Knaben, an dessen Wiege sie sich noch inniger liebten. Als das Kind ein paar Wochen alt war, brachten die Eltern es vor den Altar Unserer Lieben Frau. "Sieh es dir wohl an, heilige Mutter", sagte Pauline. "Wir haben das Kind Joseph genannt, wie sein Großvater heißt. Besieh es dir, damit du es wiedererkennst, wenn es deiner bedarf."

Ob es nun wegen der Sünden der Dorfleute allein geschah, oder ob die Schandtaten der ganzen Gegend mitbestraft werden sollten: Gleichviel — in der Nacht des Unglücks schwoll das kleine Flüßchen, an dem der Ort lag, an wie kochende Milch, wenn sie über den Rand tritt. Ein rasender Sturm peitschte den Regen in Shrömen hernieder; die Erde zuckte wie im Fieber. Die weite Ebene bedeckte sich mit rauschenden Wogen, und als der Morgen kam, sah man, daß nicht das Flüßchen über seine Ufer getreten war, sondern das Meer.

Die Kirche mit dem Bilde Unserer Lieben Frau lag auf der Höhe. Eine Menge Unglücklicher suchte dort eine Zufluchtsstätte, jetzt, wo es zu spät war. Paul und Pauline aber blieben in ihrem kleinen Haus, das noch höher lag als die Kirche.

Als das Wasser zu ihnen heraufkam stiegen sie mit dem kleinen Joseph auf den ersten Stock. Als es ihnen dahin folgte, kletterten sie auf das Dach. Aber auch hierher kam das Wasser.

"Mein lieber Mann", sagte Pauline, "wir werden zusammen sterben." — "Nein", antwortete er. —

"O du!" rief sie, "denkst du wohl, uns zu verlassen?" — "Nein," sagte er wieder.

Das Wasser kam. Als es die Dachkannte überspielte, fügte Paul hinzu: "Nimm unseren kleinen Joseph. Ich will dir helfen, an mir emporzuklettern; du wirst deine Füße auf meine Schultern setzen und dich gut festhalten."

Pauline warf sich weinend an seinen Hals. "Niemals!" sagte sie. — "Beeile dich, was soll sonst aus Joseph werden? Wenn du dich auf mich stützest, wirst du eine Weile länger leben, und vielleicht bleibt das Wasser stehen. Leb wohl, liebe Frau; sterbe ich so, wirst du gerettet, und so ist's gut. Sage meinem Jungen, daß er an seinen Vater denkt."

Da mußte Pauline gehorchen, und als sie aufgestiegen war, ging das Wasser über das Haupt Pauls hinweg.

Pauline weinte sich fast die Augen blind; aber den kleinen Joseph hielt sie fest umschlungen. Als das Wasser ihren Gürtel erreicht hatte, hob sie das Kind empor und sagte, nachdem sie es zum letztenmal an die Brust gedrückt hatte: "Klettere an mir hinauf, ich werde dir helfen. Setze die Füßchen auf meine Schultern und halte dich gut fest."

Sie sprach nicht mehr, denn das Wasser bedeckte ihren Mund.

Weit, weit rauschten die düsteren Fluten, und über den wilden Wassern sah man nichts als das blonde Haupt des kleinen Joseph und eine Falte seines himmel blauen Röckchens.

Just aber in diesem Augenblick ging Unsere Liebe Frau durch das höchste Fenster der Kirche, in der alles ertrunken war, hinaus und wollte in den Himmel zurückkehren. Sie trug alle Opfergaben mit sich. Da bemerkte sie den blonden Kopf und das blaue Kleidchen des kleinen Joseph und sagte: "Dieses Kind gehört mir, ich will es mitnehmen."

Sie faßte es am Schopfe und glaubte es leicht heben zu können; aber wie schwer war der kleine Körper! Die heilige Jungfrau mußte alle Opfergaben fallen lassen und den Kleinen mit beiden Händen heben.

Nun erst gelang es ihr, und als sie ihn über dem Wasser hatte, da staunte sie freilich nicht mehr über sein Gewicht; denn Pauline, seine Mutter, hing an ihm mit ihren erstarrten Fingern, und mit erstarrten Fingern hielt sich der Vater an der Mutter.

"Oh", sagte die Jungfrau beim Anblick dieser treuen Liebe, "Gott hat schöne Dinge auf der Erde gemacht!" Und im Schoße ihres Sternenmantels nahm sie hinüber den Vater mit der Mutter, die Mutter mit dem Kinde, diese Traube von Herzen, diese dreieinige Liebe, die nur einen Namen hat: die Familie. –

---

weist, daß die Welt ohne den Menschen nicht existieren kann. Auf dem Gipfelpunkt der technischen Entwicklung, als man schon den Menschen als das "unvollkommene Wesen entbehren und durch die Maschine ersetzen zu können glaubte, ist der Mensch erneut in seine königliche Stellung eingesetzt worden. Er ist und bleibt dennoch die Krone der Schöpfung, wie der Schöpfer es bestimmt hat. –

In der künftigen Welt werden wir uns nicht wie in der Fremde vorkommen; es wird dort keine radikale Umstellung geben. Wir werden einfach von der Welt der Wirkungen in die Welt der Ursachen übertreten. Anstatt die Dinge von den Wirkungen aus zu sehen, werden wir sie in Gott von der Ursache aus sehen. Paul Claudet

Kampf gegen Gott

Religionskundenunterricht

Vorstoß der Freidenker in die Schule

Von Norbert Rybacki

In der Berliner Schule gibt es seit Oktober 1959 die Möglichkeit, an dem Leben- und Religionskundeunterricht des Deutschen Freidenkerverbandes teilzunehmen. Dieser Verband trat mit der Behauptung auf, 3000 Kinder (die Zahl der Kinder in Berlin, die nicht an einem Religionsunterricht teilnehmen) wünschten diesen Unterricht, und sicherte sich mit diesem Argument 90 000 Mark aus dem Etat. Das Ergebnis der Werbung für diesen Unterricht reduziert allerdings die Ansprüche des Freidenkerverbandes auf das Maß seiner wirklichen Bedeutung: nur etwa 200 Kinder fanden sich bis Weihnachten 1959 für den LRU.

Wie soll nun dieser Unterricht aussehen? In den Grundsätzen des Bildungsplanes für den LRU heißt es: Der LRU soll die geistigen Kräfte fördern. Er soll den Kindern die Möglichkeit bieten, sich über die Natur, die menschliche Gesellschaft und die Weltreligion eine eigene Weltanschauung zu bilden. Er soll das ethische und soziale Gewissen der Kinder wekken und die Teilnehmer zu bewußten und aktiven Demokraten erziehen. — Das klingt gut, und man ist geneigt zuzustimmen, nur — ist das nicht sowieso Ziel der Schule, auch ohne LRU? Der Plan ist gespickt mit solchen harmlosen, weitschweifenden Formulierungen. Was dahinter steckt, sehen wir schon eher, wenn wir uns mit der Stoffverteilung befassen.

Der LRU in den ersten vier Schuljahren, so heißt es im Plan, bezweckt die Förderung des Gemeinschaftsbewußtseins durch gemeinsames Spielen, Singen, Basteln, Vortragen von Geschichten, Wanderungen, Besuch von Puppenspielen und Filmen. Nachdem man so die Herzen der Kinder im 5. und 6. Schuljahr mit den "Frühformen der Religion" vertraut: vom Ahnenkult über den Dämonenglauben bis zu den Handlungen der Medizinmänner reicht das Gebiet.

In den Klassen 7 bis 13 sollen die Schüler ein "dogmenfreies, auf wissenschaftliche Erkenntnisse begründetes Weltbild und die Beziehungen zwischen Staat und Kirche kennenlernen." Nachdem man zunächst die christlichen Konfessionen unter so harmlos klingenden Begriffen wie "Reformbestrebungen und -erfolge", "Entstehung von Glaubenslehren", "gegenseitige Übernahmen und Beeinflussungen" im Anschluß an die Thematik der 5. und 6. Klassen als Menschen- und vor allem Priesterwerk abgetan hat, behandelt man das "seit Kopernikus veränderte Weltbild unter Berücksichtigung des neuesten Standes der astrophysikalischen Forschung", aus dem man dann wiederum gesellschaftskundliche Themen zu entwickeln gedenkt.

Deutlicher wird man noch in den Themen für die Arbeitsgemeinschaften der 12. und 13. Klassen:

Die Erde als Lebensraum des Menschen — Die Entwicklung wissenschaftlichen Denkens — Religiöse Bekenntnisse: wissenschaftliche Bekenntnisse — Zwang und Freiheit im menschlichen Denken und Handeln — Ausgewählte Kapitel aus den Werken bedeutender Denker (ungenannt!) — Kritik unserer gesellschaftlichen Organisation und Situation — Glaube und Politik. — Wer muß bei solchen Formulierungen nicht an die Begriffswelt des Diamat denken!

Das Infame des Gesamtplanes eröffnet sich einem erst, wenn man den Wortschatz des kämpferischen Atheismus kennt und sehr genau auf die Zusammenhänge achtet. Der Plan lebt nur vom Haß gegen die Religion und Kirche, worüber auch harmlos-neutrale Formulierungen nicht hinwegtäuschen können. Er mischt sich in alle Unterrichtsgebiete ein, indem er jedem Fach seinen atheistischen Stempel aufdrücken will. Außerdem ist er interessanterweise so hintersinnig formuliert, daß er unverändert (!) im System Ulbrichts verwendet werden könnte. Ein Vergleich mit dem Themenplan für die Vorbereitung auf die Jugendweihe in der SBZ zeigt das sofort.

Ein gutes allerdings hat dieser schlechte Plan: unfreiwillig liefern nämlich die Freidenker damit wieder einmal den Beweis, daß es in der Schule kein "weltanschauungsfreies" Fach gibt. Wichtiger jedoch ist die Frage, ob man Christen zumuten kann, ihre Kinder in eine Schule zu schicken, die den Haß gegen alles Religiöse als Inhalt eines Faches zuläßt. –

Wer sich nie etwas Erlaubtes versagt, von dem kann man nicht mit Sicherheit erwarten, er werde sich alles Unerlaubte versagen. John Stuart Mill

Unser Leben gehört nicht uns, sondern dem, der uns schuf. Er kennt das herrliche Ziel, für das er uns bestimmte; er weiß den Weg, der dorthin führt. Überlassen wir uns seinen Händen. Hans Langhammer

Der Abschied

Eine bretonische Gesschichte von René Bazin

Die Glocken läuteten durch die regenfeuchte, sich langsam aufhellende Luft. Die Einwohner von Ploeuc sammelten sich nach dem Hochamt in Gruppen vor dem Kirchenportal und sprachen lebhaft durcheinander. Einige Mägde, die von ihren Herrinnen erwartet wurden, Mütter, die nach Hause eilten, um ihren Mann in der Beaufsichtigung der Kinder abzulösen, verteilten sich schon in den umliegenden Straßen. Holzschuhgetrappel, zuklappende Türen, Rufe und Gelächter mischten sich unter das Glockengeläut und verhallten mit ihm im Winde.

Jean Louarn hielt sich abseits. Er ging dicht an den Häusern entlang und beeilte sich, ungesehen weiterzukommen; er schämte sich seiner erdverkrusteten Schuhe, seiner ärmlichen Kleidung und seiner unglücklichen Miene. Es gelang ihm, fast unbemerkt bis zu der Landstraße zu kommen, die von Ploeuc nach Montcontour führt.

Er ging auf das erste Haus zu, das in einem Garten lag, öffnete die Gartenpforte, stieg vier Stufen hoch, durchschritt eine kleine Buchenallee und trat, ohne anzuklopfen, in das Wohnzimmer des Dorfgeistlichen.

Abbé Hourtier stammte von der bretonischen Küste. Mit seiner hohen Gestalt, seinen verwitterten Gesichtszügen schien er aus einem Stück Felsen seiner Heimat gemeißelt zu sein.

Der Geistliche hatte das Hochamt gefeiert und ruhte nun aus. Er saß auf einem Binsenstuhl, stützte die Ellbogen auf den Tisch vor sich, der schön für sein Mittagsmahl gedeckt war, und blickte zum Fenster hinaus. Das helle Tageslicht hätte andere Augen als die seinen geblendet, diese wasserhellen Augen eines Fischers unter schweren, gleichsam müde gewordenen Lidern.

Jean Louran setzte sich neben ihn, und nun hätte man sehen können, daß die beiden Männer einander im Wuchs, in ihrer Art und wohl auch in ihrem Wesen sehr ähnlich waren.

Sie mochten sich schon lange gern und grüßten sich unterwegs, hatten aber noch nicht zusammen gesprochen. Der Geistliche war nicht überrascht, daß der Bauer in seiner Not zu ihm kam. Er hatte soviel Unglück angehört und getröstet — Tod des Gatten oder der Ehefrau, Verlassenheit, das Sterben kleiner Kinder, den Untergang einer ganzen Schiffsbesatzung, Zusammenbrüche von Vermögen, Zusammenbrüche von Freundschaften und anderen menschlichen Bindungen — daß auf dem Grunde seiner klaren Augen ein Hauch von Erbarmen zurückgeblieben war, der nie verging, nicht einmal vor dem Glücklichen. Louarn empfand, daß dieser barmherzige Blick sich wie ein Balsam auf seinen Schmerz legte.

"Jean Louarn", sagte der Abbé "du brauchst mir nichts zu erzählen, das rührt nur den Kummer auf. Ich weiß alles."

"Aber ich, Herr Abbé", erwiderte der Bauer, "ich weiß nicht alles. Ich weiß nicht, was meine Frau macht. Sie hat mich im Stich gelassen, mich und die Kinder. Ich bin so unglücklich! Ich leide, wie . . . ja, wie jener dort am Kreuz."

Mit einer Kopfbewegung wies er auf das kleine Kruzifix dicht neben dem Fenster, das den einzigen Schmuck des kahlen Raumes bildete.

Abbé Hourtier sah zu dem Gekreuzigten auf und sagte:

"Es genügt nicht, im Leid ihm zu gleichen, mein armer Jean. Gleichst du ihm auch im Verzeihen?"

"Das . . . ich weiß es nicht. Was hat Donatienne getan, daß ich ihr verzeihen könnte?"

"Was tun denn wir selbst, mein Freund? Wir sind doch auch nur schwach und erliegen leicht dem Bösen. Ach, diese armen Mädchen und Frauen hier bei uns, die manchmal mit zwanzig Jahren schon fortgehen, um sich als Ammen zu verdingen; die ihre eigenen Kinder zurücklassen, um die Kinder anderer Leute zu nähren! Ich will dir nicht noch mehr Schmerz zufügen, aber ich habe schon oft über dieses große Elend nachgedacht. Wenn ich mir solche Familien wie die deine anschaue, wo der Mann und die Kinder allein sind, dann, ich sag dir's offen, dann tut mir die Frau, die zum Geldverdienen fortgegangen ist, immer am meisten leid." — "Und wir?" fragte Louarn.

Ihr bleibt ja auf dem bretonischen Boden, in den Häusern, die euch bergen, und ihr habt noch jemand bei euch, den ihr liebhaben könnt. Du hast Noemi, du hast Lucienne und Joel, du hattest deine Felder, auf denen euer Brot wuchs. Sie, deine Donatienne, ist plötzlich aus allem herausgerissen und in die Stadt verpflanzt worden. — Wenn du ein paar Rogenkörner in deine Heide säst, bist du ihnen dann böse, daß sie verkümmern? Deine Frau hat sicher gekämpft, ebenso sicher aber auch ist sie in das schlechte Leben hineingerissen worden, weil sie an dir, der hier zurückblieb, keinen Halt haben konnte. . . Wenn sie wiederkäme. . ."

Nur mit großer Anstrengung konnte der Bauer antworten. Zwei große Tränen waren ihm in die Augen gestiegen. "Nein", sagte er endlich mühsam, "sie kommt nicht wieder, mir zuliebe nicht. Ich habe sie so gebeten. Ihr ist es gleichgültig, daß unser ganzes Anwesen versteigert wird."

"Jean", sagte der Abbé leise, "sie ist ja auch Mutter. Eines Tages vielleicht. . . Ich werde ihr schreiben. Ich werde alles versuchen. Ich verspreche es dir."

"In meiner Not habe ich manchmal gedacht", sprach der Bauer weiter, "daß sie doch einmal wiederkäme, der Kinder wegen. Immer hat sie die Kinder lieber gehabt als mich. — Aber dann sind wir schon lange fort."

"Wohin willst du?"

"In die Vendée, Herr Abbé. Es scheint, daß es dort Arbeit gibt, vor allem zur Frühjahrssaat." Er streckte den Arm zum Fenster aus und umfaßte mit einer unbestimmten Handbewegung den ganzen Horizont. Für ihn wie für viele seiner Landsleute war die Vendée das restliche Frankreich, das Land, das dort beginnt, wo die Bertagne aufhört.

"Also weiß man nicht, wohin man dir schreiben kann, wenn deine Frau wiederkommt."

Ein trübes Lächeln von fast kindlichem Ausdruck zog über das leiderfüllte Gesicht des Bauern.

"Das ist es gerade", erwiderte er. "Ich habe hier ihre Fotografie, die kann ich nicht mitnehmen, sie würde unterwegs verderben oder verlorengehen. Ich habe gedacht, Herr Abbé, Sie würden das Bild vielleicht aufbewahren. Die Briefe, die von Donatienne kommen könnten, legen Sie bitte dazu, bis Sie meine Adresse wissen. Wenn sie kommt, findet sie doch noch etwas von ihrem Zuhause."

Er stand auf und ging zum Kamin. Aus seiner Tasche hatte er das kleine Bild im Perlmutterrahmen gezogen, das seine Frau im Hochzeitskleid zeigte. Er stellte es auf den Sims. Seine derbe, schwielige Hand wies auf den kleinen Raum zwischen Wand und Bild.

"Hierhin legen Sie bitte ihre Briefe", bat er, "hier hinter ihre Fotografie."

Abbé Hourtier stand auf und ging zu ihm hinüber. Er war ebenso groß wie Louarn und noch breitschultriger. Die beiden Riesen umarmten einander. Es sah aus wie ein Ringen.

"Ich verspreche dir alles", gelobte der Geistliche.

Viele Dinge, die sie nicht ausgesprochen hatten, waren von Seele zu Seele verstanden und beschlossen worden. Schweigend gingen sie miteinander bis zur Gartenpforte. Dort trennten sie sich so unbewegten Gesichts wie zwei Menschen ,die sich zufällig begegnen. Louarn ging die menschenleere Sandstraße hinauf; Abbé Hourtier stand an der Gartenpforte und blickte ihm nach. –

(Übersetzt von
Irmgard Schiestl-Schott)

Gemeinschaft bei Ticsh

Die "Schwäbische Zeitung" beklagte sich kürzlich darüber, daß viele Kinder die Wohltat eines Familienfrühstücks nicht mehr kennen: In Hast oder gar im Stehen eine Tasse Kaffe auszutrinken und einige Bissen unwillig zu kauen, das ist weder für den Körper noch für den Geist eine geeignete Grundlage für den Tageslauf. Stattdessen aber im Familienkreis um einen Tisch herumzusitzen, etwas zu essen und zu trinken, Reden zu wechseln und durch das Ganze dem Körper, dem Gemüt und der Sprache eine vorweggenommene Ruhepause, eine zeitige Oase in der Wüste des dörrenden Alltags zu gönnen — das ist klug und darüber hinaus ein Beweis von Menschlichkeit.

Überall wo Menschen leben, haben sie eine Eßkultur entwickelt, haben die Nahrungsaufnahme verschönt und vergeistigt, zu einem gemeinsamen Erlebnis gemacht. Das menschliche Mahl dagegen ist Zeichen einer Gemeinschaft: "Wir essen vom gleichen Brot, wir trinken vom gleichen Wein!"

In den Hungerjahren der Nachkriegszeit wurde das ganz deutlich, wenn sich Bekannte besuchten, jeder sein Essenpäckchen mitbrachte und alle gemeinsam alles verzehrten. Hinter den großen Banketts der Staatsoberhäupter steht ebenfalls der Gedanke, daß ein gemeinsames Mahl die Menschen miteinander verbindet.

Die meisten Religionen kennen das gemeinsame Mahl als kultische Feier. Die Gläubigen verzehren z. B. zusammen ein Opfertier. Damit wollen sie nicht nur untereinander eine innige Verbindung herstellen, sondern auch eine Beziehung zur Gottheit, der das Tier geopfert wurde. Das Mahl der Opfernden wird so zu einer Art Tischgemeinschaft mit der Gottheit selber, die ja einen Anteil des Opfertieres erhalten hat.

Als der Gottmensch auf unserer Erde weilte, hat er oft das Mahl als Zeichen der Gemeinschaft hervorgehoben. Sein erstes Wunder geschah für eine Gesellschaft, die beim Mahle saß. Das Himmelreich schilderte er in seinen Gleichnissen als herrliches Gastmahl seines Vaters. Dem verlorenen Sohn bereitete der Vater ein Mahl zum Zeichen, daß er ihn wieder als seinen Sohn aufnahm.

Bevor ihn Judas verriet und die Apostel im Dunkel der Ölbergnacht auseinanderliefen, versammelte Christus sie noch einmal um eine gemeinsame Tafel. Teilte mit ihnen noch einmal Brot und Becher. Reichte sogar dem Verräter einen Bissen, um sein Gewissen zu rühren. Und dann geschah jenes Wunder, das aus der sinnbildlichen Teilhabe am Gottessohn eine wirkliche machte: Christus reichte sich ihnen als Speise und Trank. Es gibt ja keine innigere Verbindung, als etwas in sich aufzunehmen, zu verzehren. Was heidnische Kulte vorgeahnt hatten, wurde zur Wirklichkeit.

Dieses Gottesmahl ist seit Gründonnerstag nicht mehr abgetragen worden. Jeden Morgen erinnern die Glocken daran, daß Gott wartet, ob wir den Tag gemeinschaftlich an seinem Tisch beginnen, ob wir das tägliche Brot mit ihm essen.

Es wäre klug, dem Körper, dem Geist und der Seele vorweg eine solche Ruhepause am Tische des Herrn zu gönnen, da die Wüste des dörrenden Alltags vor uns liegt. – p. roth

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

5. Fortsezung

So stand sie denn mit glühendem Köpfchen am Küchentisch, mengte und knetete den Teig, mischte Ingwer und Pfeffer und Zimt zur Würze, tat alles in hölzerne Figuren, die Reiter und Tiere und Vögel darstellten, und vertraute es der Wärme des Backofens an. Das Mündchen stand derweilen nicht still, wenn die Tante Magistra zugegen war und ihre Anweisung und Backrezepte gab. War sie aber allein, dann gingen die Gedanken selige Wege, fromme Wege oft zur Krippe von Bethlehem, aber oft auch recht weltliche Wege. Ob auch die Eltern kämen? Was sie wohl alles mitbringen würden? Natürlich würden Vater und Mutter kommen, und mitbringen würden sie eine ganze Menge! Ein paar Lebkuchen würde Jutta ihnen auch schenken. Die würde sie ganz besonders reichlich mit Mandeln und Kardamomen spicken. Ob sie für den Volmar auch einen Lebkuchen backen sollte? Vielleicht kam der am Weihnachtstag wieder ans Redefenster. Wenn er dann gar etwas schenken sollte, dürfe man doch nicht selbst mit leeren Händen dastehen!

Je lebhafter Jutta in diesen Tagen wurde, um so stiller ward die kleine Hildegard. Sie weilte jetzt fast den ganzen Tag über am Gottesfenster und schaute unverwandt auf die silberne Sakramenttaube, vor der die ewige Lampe glühte. Jede Faser ihres Herzens fieberte dem Wunder der heiligen Nacht entgegen. Nichts war mehr in ihrer Seele als Erwartung und Sehnsucht und übergroßes Verlangen. So gern sie sonst die Erzählungen der Magistra hörte, jetzt war sie froh, wenn Schweigen geboten wurde.

"Fällt dir denn das Stillsein gar nicht sauer?" fragte Jutta sie einmal ganz verwundert. Aber Hildegard schüttelte den Kopf und sagte:

"Wenn wir schweigen, spricht doch Gott zu uns!" Jutta schaute die kleine Gefährtin ganz verständnislos an. Die Meisterin aber erschauerte ehrfürchtig vor dem Geheimnis der begnadeten Kinderseele.

Am Tag vor Weihnachten hatte Jutta allerlei geschäftige Heimlichkeiten. Als sie zu Tisch kam, hatte sie einen roten Kopf vor lauter Aufregung.

"Aber du hast ja ganz goldene Finger?" lachte Hildegard. "Was hast du denn nur geschafft?"

"Das wirst du schon noch sehen!" antwortete das Mädchen. "Verraten wird nichts."

Eine große, schwere Sorge noch drückte Jutta, unter der sie ganz bekümmert war. Aber wenn sie gesehen hätte, was sich derweil im Umkreis der Klause zutrug, wäre es ihr leichter ums Herz geworden.

Zwischen Vesper und Komplet nämlich kletterten zwei kleine Kapuzenträger über die Mauer in den Garten der Einsiedlerinnen. Das war streng verboten. Aber Volmar und Konrad waren der Meinung, die Freude des Christfestes dringe durch alle Mauern, da dürfe auch keine Klausurwand dem himmlischen Glanz sich entgegenstemmen.

Eine Weile machten die beiden sich noch zu schaffen. Dann flog polternd ein dicker Schneeball gegen das Gartenpförtchen. Wie aber die kleine Jutta ganz erbost nach den Übeltätern Ausschau halten wollte, waren die schon wieder über die große Mauer verschwunden. Statt dessen aber stand im Garten ein wunderschöner, kleiner Tannenbaum, der über und über mit Lichten und Äpfeln geschmückt war, und Jutta, die vor Freude und Seligkeit strahlte, las im Schnee die Worte geschrieben:

Pax vobiscum! Volmar et Conradus.

Der Friede sei mit euch! hieß das, soviel Latein wußte auch Jutta schon. Ein Glück, daß sie noch ein paar Lebkuchen mehr gebacken hatte! Die große Sorge aber fiel ihr von der Seele.

Mitten in der Nacht läutete das Mettenglöcklein. So fröhlich hatte es noch nie geklungen, und so schnell waren die beiden Kinder noch nie am Gottesfenster erschienen.

Von hundert Kerzen strahlte die Kirche. Andächtig sangen die Mönche die Psalmen der Christmette, selbst auf den Gesichtern der Scholaren lag der Glanz frommer Innigkeit. Als aber die heiligen Gesänge verklungen waren, begann am Altar ein gar liebliches Spiel.

Fünf Mönche mit Hirtenstäben in der Hand traten aus den Chorbänken hervor, schritten wie suchend auf den Altar zu. Da erschien auf einem erhöhten Platz ein Knabe in schneeweißer Albe. Der streckte den Suchenden die Hand entgegen und rief mit klarer heller Stimme in lateinischer Sprache:

"Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkünde euch

eine große Freude, die aller Welt zuteil geworden ist! Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr! Das aber soll euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kindlein finden, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend."

"Der Volmer ist es, der den Engel spielt!" flüsterte Jutta der kleinen Gefährtin zu. Aber Hildegard nickte nur und schaute mit strahlenden Augen auf zu dem herrlichen Bild.

"Gloria in excelsis Deo!" klang es jetzt, vom Scholarenchor silberhell gesungen, durch den heiligen Raum. "Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!" Während dessen näherten sich die fünf Hirten dem Hochaltar. Zwei Leviten in strahlender Dalmatika traten ihnen entgegen und fragten sie:

"Quem quaeritis in praesepio? — Wen suchet ihr in der Krippe, ihr Hirten?" Und froh und ehrfürchtig kam die Antwort:

"Salvatorem Christum Dominum! — Den Herrn Christum, den Erlöser, das Kind, in Windeln gewickelt, nach dem Worte des Evangeliums!" Dann fiel über dem heiligen Opfertisch eine weiße Hülle, und ein herrliches Bild strahlte im Glanz vieler Lichter, die liebe Gottesmutter, die das Heil aller Welt in ihren Armen hielt. Da beugten die Hirten ihre Knie und verharrten eine Weile betend. Dann kehrten sie zu ihren Plätzen im Chor zurück. Der Abt aber richtete feierlich an sie die Frage: "Wen habt ihr gesehen, ihr Hirten?" und erhielt die Antwort: "Den Neugeborenen haben wir gesehen und die Chöre der Engel, die Gott lobten."

Ein Glöcklein klingelte an der Sakristeitür, Priester und Leviten traten an den Altar. Der Chor sang den Eingangsvers der heiligen Messe.

Eine große Freude ging durch alle Herzen, erfüllte sie bis auf den tiefsten Grund. Alle die frommen Beter, Mönche und Scholaren, Bauern und Knechte, Frauen und Kinder, alle hatten sie teil an der großen Freude, die in der Weihnacht vom Engel verkündet ward.

Noch einmal schmetterten die Chorknaben ihr Gloria in excelsis, und der heilige Gottesraum ward voll von dem herrlichen Klang. Ja, singt, ihr Buben, jauchzt und singt! Gloria Deo! Ehre sei Gott! Pax hominibus! Den Menschen sei Friede! Singt ihr Buben, singt! Klingt, ihr silbernen Glocken am Altar, ihr ehernen Rufer im Turm! Töne, was Klang und Stimme hat! Der Herr ist erschienen!

Was in der Welt ist dem Glück der heiligen Nacht zu vergleichen, ihrer Freude und ihrem Frieden!

Auch die drei Klausnerinnen am Gottesfenster hatten teil an der großen Freude. In ihrer gottgeweihten Heimstatt hatten sie den Frieden gefunden. Aber der Friede, den die Nacht aller Nächte ihnen gab, der Friede, den sie verspürten, als das Wandlungsglöcklein ihnen verkündete, der Herr sei nun wieder mitten unter seinen Kindern gegenwärtig, als daß ein irdisch Herz ihn zu tragen vermochte. Was waren alle Opfer gegen solch tiefes Glück?

Das ist der Friede, den die Welt nicht zu geben vermag. Der Mensch spürt die Nähe Gottes und ahnt etwas von der ewigen Herrlichkeit. Wer solchen Frieden empfand, kann an Gott nimmer zweifeln, denn die ewige Güte hat sein Herz berührt.

Der Meisterin ward in der heiligen Messe der Leib des Herrn gereicht. Eine hohe Freude verklärte ihr Antlitz bei der geheimnisvollen Gottesbegegnung. Der kleinen Hildegard aber verbrannte unaussprechliche Sehnsucht schier das Herz nach dem Wunder aller Wunder.

Als Hildegard mit der Magistra in die kleine Wohnstube trat, strahlten ihnen die Lichter des Christbaums entgegen, die Jutta, welche ein wenig früher das Gottesfenster verlassen, schon entzündet hatte. Die Klosterbuben hatten mit Kerzen nicht gespart. In ihrem Schein glänzten viele Äpfel mit roten Backen, aber heller noch und leuchtender ein ganzer Kranz goldener Nüsse. Jetzt wußte Hildegard, warum Jutta goldene Finger hatte.

"Ja", strahlte die kleine Künstlerin, "der Volmar hat das Gold Pater Egbert, dem Buchmaler, abgeschwätzt. Aber es war eine Heidenarbeit, alle die Nüsse damit anzumalen!"

Die beiden anderen wollten mit frohem Herzen danken, aber Jutta ließ sie gar nicht zu Worte kommen. Zuerst mußten sie die Lebkuchen bewundern, die sich zu ganzen Bergen türmten, und Jutta hatte keine Ruhe, bis die Meisterin und Hildegard sich ein großes Stück des mandelbespickten Gebäcks ausgesucht hatten.

Einen großen Reiter hatte Hildegard gewählt, und Jutta klaschte in die Hände vor Vergnügen.

"Den Hackelbernd hast du dir ausgesucht!" lachte sie. "Der bringt dir Glück."

"Aber was ist das denn, der Hackelbernd?" fragte Hildegard.

"Den kennst du nicht? Den kennt bei uns in Westfalen jedes Kind. Das ist doch der Jäger, der am Sonntag auf die Jagd gezogen ist. Darum ist er von Gott ins Reich der Wolken gesetzt worden. Da muß er nun, ohne sich auszuruhen, Tag und Nacht mit seinen Hunden jagen, und manchmal, wenn der Sturmwind geht, sieht man ihn über den Himmel daherfahren und hört seine Hunde dazu heulen!"

"Aber das sind doch Märchen", lachte die Magistra.

"Märchen oder nicht, der Hackelbernd bringt Glück", meinte Jutta hartnäckig. Hildegard fand die Geschichte lustig und lachte dazu.

Der Tag brachte noch manch andere große Herzensfreude. Wie schön war das, als die kleine Gänsehirtin am Klausenfenster erschien und die Kinder ihr das neue Gewand herausreichten mit einem großen Stück Lebkuchen dazu! Der armen Gertrud, die keinen Vater und keine Mutter mehr hatte, standen die Tränen in den Augen vor Freude, und die kleinen Klausnerinnen spürten, daß es kein größeres Erdenglück gibt, als andere Menschen froh zu machen.

Am Nachmittag kamen dann die Eltern und Geschwister. War das ein Wiedersehen nach so langer Zeit! Auf Wunsch der Magistra nämlich hatte man in den ersten zwei Monaten auf jeden Besuch verzichtet. Erst sollten die Kinder in ihrer Einsiedelei

heimisch werden. Nun aber war die Freude doppelt groß.

Selbst die Eltern der kleinen Jutta waren aus dem Westfälischen herübergekommen, um nach ihrem Kind, das sie der Tante anvertraut hatten, zu sehen. Hildegard strahlte vor Freude, als sie Vater und Mutter und Geschwister am Redefenster begrüßen durfte. Viel gab es zu erzählen und zu berichten. Roderich hatte ein Turnier geritten und vier seiner Gegner aus dem Sattel gestoßen. Trautwin prahlte mit dem Zehnender, den er geschossen hatte, und Hatto erzählte von lustigen Spielleuten, die auf Böckelheim erschienen waren. Mechtild sagte, die Tauben suchten immer noch traurig nach ihrer kleinen Herrin. Hugo fehlte, der am heiligen Weihnachtsfest im Mainzer Dom mitsingen mußte. Sonst sei aber alles noch gesund auf der Burg, nur Ulrich, der alte Kellermeister, sei eines Tages bei seinen Fässern eingeschlafen und nicht mehr wach geworden.

Natürlich kamen die Verwandten nicht mit leeren Händen. Die Magistra erhielt herrliche Stoffe, schneeweißen Byssus und purpurroten Atlas, Silber- und Goldfäden und bunte Seide zum Sticken von Paramenten. Die kleine Jutta bekam einen zahmen Star, der schon allerlei Worte sagen konnte, in vergoldetem Käfig. Das Mädchen war außer sich vor Freude und vergaß schier die Eltern über dem gelehrigen Vogel. Der Burgvogt von Böckelheim aber hatte seinem Töchterlein ein Buch mit herrlichem Einband aus Silber und Elfenbein mitgebracht. Das war ein Psalter, den sich das Mädchen schon so herzlich gewünscht hatte. Ganz bleich wurde sie vor glücklicher Überraschung, als sie das kostbare Buch in Händen hielt.

“Pater Egbert hat es geschrieben und mit wunderschönen Initialen verziert”, sagte der Vater. Die Mutter aber fügte hinzu:

“Daraus wird meine Hildegard nun recht viel für ihre Eltern und Geschwister beten, nicht wahr?”

Das Mädchen nickte strahlend. Sagen konnte es nichts; denn die Freude hatte ihm die Sprache verschlagen.

Als der Abend kam, ritten die Gäste wieder von dannen. Die Klausnerinnen schauten ihnen nach, bis sie ihren Blicken entschwanden. Aber die Freuden dieses Tages waren noch nicht zu Ende.

Vor der Komplet rückte der ganze Chor der Klosterscholaren vor die Einsiedelei, und die drei Klausnerinnen, die die Läden schon geschlossen hatten, hörten plötzlich eine wundersame Musik. Die Buben sangen vor dem Häuslein der Gottgeweihten noch einmal das Gloria.

Da taten die Mädchen abermals die Eichenläden weit auf und lauschten auf den herrlichen Gesang. Ein Glück, daß Jutta so reichlich Lebkuchen gebakken hatte. Ihren ganzen Vorrat schenkten die Klausnerinnen jetzt her, und die Buben stürzten sich mit Freudengeschrei über die willkommenen Lekkerbissen. In der großen Seligkeit seines Herzens aber sprang Volmar auf einen Baumstumpf und deklamierte noch viel herrlicher als bei dem Spiel in der Kirche seine Engelrolle. So erklang denn abermals unter den aufgehenden Sternen der Nacht die Botschaft der höchsten Liebe:

“Siehe ich verkünde euch eine große Freude, die aller Welt zuteil geworden ist. Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr. Und das soll euch zum Zeichen sein, ihr werdet ein Kindlein finden, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend.”

Und abermals sangen die Buben silberhell in die Nacht hinein:

“Ehre sei Gott in der Höhe, und auf Erden Friede den Menschen, die guten Willens sind.”

Das Lied, das niemand erlernt

Der Frühling zog ins Nahetal. Der Garten der Klausnerinnen auf dem Disibodenberg war voll Duft und Glanz und Vogelgesang. An den Mauern der Einsiedelei kletterte der Efeu und streckte sich, um durch die kleinen Fenster zu lugen. Sechs Jahre spann er jetzt schon sein grünes Geranke um das kleine Heiligtum, als wollte er es damit schützen gegen allen Sturm und Unfrieden der Welt. Ein Rotschwänzchen wippte von einem Blütenzweig zum anderen und begleitete neugierig die drei Klausnerinnen, die fröhlichen Herzens durch all die Schönheit wandelten.

“Schön ist unser Garten”, sagte Jutta soeben. “Noch nie hatten wir so viele Blumen.”

“Wir wollen einen Strauß für den Hochaltar pflücken”, schlug die Magistra vor.

“Ist es wahr, Meisterin”, fragte jetzt Hildegard und schaute versonnen über die blühende Pracht, “daß nur dort die Blumen blühen, wo gute Menschen sind? Ist es wahr, daß sie krank und welk werden, wenn Menschen mit bösen Gedanken und finsteren Werken sie umgeben?”

“Aber, Kind, wie kommst du nur darauf?” Die Magistra schaute das hochgewachsene, nunmehr vierzehnjährige Mädchen erstaunt an.

“War es nicht so, daß die Erde Disteln und Dornen hervorbrachte, als die ersten Menschen gesündigt hatten?”

“Freilich war es so. Gott hat die Erde verflucht um der Schuld unserer Stammeltern willen.”

“Die Sünde selbst war der Fluch für die Erde”, sagte Hildegard leise. “Aus der Erde hat Gott den Leib des ersten Menschen geformt. Da ward die Erde geheiligt, weil sie zum Baustoff für das herrlichste Gotteswerk erkoren war. Als der Mensch gesündigt hatte, ward auch die Erde entweiht, und statt der Blumen wuchs Unkraut und Gedörn.”

“Und du glaubst wirklich, die Gedanken und Handlungen der Menschen hätten Einfluß auf die vernunftlose Kreatur? Wo ist denn da der Zusammenhang?”

“Doch, es gibt einen solchen Zusammenhang” erwiderte Hildegard bestimmt. “Alles ist e i n e s großen Schöpfers Werk. Der Odem Gottes durchwebt alles und gibt ihm Leben. Wenn jedes Geschöpf Gottes Willen vollbringt, ist das Ganze von einer wundersamen Schönheit und Ordnung erfüllt. Wird aber irgendwo in der Welt der Wille Gottes nicht getan, lehnt sich irgendwo ein Geschöpf ge-

gen das Gesetz des Schöpfers auf, so wird die Ordnung des Ganzen gestört, seine Schönheit gemindert."

"Das ist mir zu gescheit, das versteh ich nicht" lachte Jutta und begann Blumen zu pflücken.

Schweigend gingen die Meisterin und Hildegard weiter. Hammerschlag tönte in die Stille. Seit einigen Jahren war man auf dem Disibodenberg dabei, Kirche und Kloster zu vergrößern, die für den stets wachsenden Konvent nicht mehr ausreichten. Vom Gärtchen der Klausnerinnen konnte man das Werk allmählich aufsteigen sehen. Wuchtige Quaderblöcke türmten sich aufeinander, mächtige Pfeiler und Säulen strebten himmelan.

"Da habt ihr ein Bild von der Ordnung aller Dinge", sagte Hildegard und wies zu dem wachsenden Bauwerk hinüber. "Eines trägt das andere. Nach Maß und strengem Gesetz ist alles gefügt. Ein einziger Baufehler, ein morscher Stein gefährdet das Ganze. Dennoch ist es ein totes Werk. Gottes Schöpfung aber ist voll Leben. Um so mehr bedarf sie der Unterordnung aller Wesen unter Maß und Gesetz. Die Sünden der Menschen stören die Ordnung der Welt und mindern ihre Schönheit; denn Ordnung ist Schönheit."

Eine Weile war wiederum Schweigen. Dann begann das Mädchen abermals, während seine Augen über die leuchtende Schönheit gingen, und seine Stimme war seltsam dunkel, wie von einer heimlichen Trauer erfüllt:

"Alles dient uns Menschen. Uns leuchten die Sterne, uns glänzt die Sonne, uns nährt und heilt die Erde mit ihren Kräutern und Früchten. Für uns blühen die Blumen, für uns gehen die Tiere ins Joch. Alles schenkt sich uns in Demut und Geduld. Aber die Menschen laden über die Schöpfung den Fluch und den Unsegen der bösen Tat! Es ist kein böses Wort, das verhallt, ohne daß es sich wie ein Gifthauch lähmend und zerstörend auf die geschaffenen Dinge legt. Es ist kein unrechter Gedanke, der nicht voll Unheil weiterschwingt in das All."

"Welch ein finsteres Bild!" rief die Meisterin erschrocken.

"Es ist gewiß so! Aber es ist auch kein guter Gedanke , kein liebes Wort, keine hilfreiche Tat, die nicht segentragend in Gottes Schöpfung gingen, alles belebend, erfrischend, verklärend. Darum wartet die vernunftlose Schöpfung nicht nur auf die Gaben der Natur, auf Licht, Luft, Nahrung, Regen und Sonnenschein. Sie wartet auf etwas anderes, das sie in den geheimsten Tiefen stärkt und belebt."

"Und was ist das?"

"Die Liebe der Menschen!" war die Antwort. Nach kurzer Pause aber rief Hildegard fröhlich: "Wir wollen Jutta helfen, Blumen pflücken." Eifrig machte sie sich ans Werk. Während aber die beiden Mädchen nun scherzend und plaudernd bei der Arbeit waren, stand die Magistra ein wenig abseits und schaute ihnen schweigend zu.

Beide waren Gotteskinder. Wenn die Magistra sie aber miteinander verglich, dann mußte sie unwillkürlich an das Haus zu Bethlehem denken. Jutta war die stets geschäftige Martha, die fröhlich ihre Arbeit tat, je mehr, desto lieber, und in der schlichten Frömmigkeit ihres Herzens dem Herrn diente. Hildegard aber war anders. Sie war stiller und feiner. Zart und gebrechlich war ihre Gesundheit, fast wesenlos ihr Leib, durchseelt, ganz Licht und Geist. Von innen her lebte dieses Kind, aus geheimnisvoller Tiefe, zu der wohl nur e i n e r Zugang hatte, Gott allein. "Maria hat den besten Teil erwählt, der wird ihr nicht genommen werden", sprach die Meisterin still vor sich hin. Dann faltete sie die Hände und betete: "Herr, gib mir Kraft, dieses Kind so zu leiten, wie Du es willst!"

Am gleichen Tag noch sollte sich Hildegards rätselhaftes Wesen aufs neue offenbaren.

Schweigend saßen die drei Klausnerinnen in der Wohnstube. Hildegard drehte das Spinnrad. Die beiden anderen stickten an einem weißen Meßgewand. Jede war mit ihren Gedanken beschäftigt.

Wie glücklich waren die Jahre der Einsamkeit für sie gewesen! Alles Leid und aller Sturm der Welt hatte sich an den Mauern ihres kleinen Heiligtums gebrochen. Nur Friede, unermeßlich tiefer Friede war ihnen zuteil geworden.

An den Tag der ersten heiligen Kommunion mußte Hildegard denken. Als die weiße Hostie ihr gereicht worden war, da war es ihr, als hätte nicht sie den Herrn empfangen, sondern, als hätte Gott ihr Herz, ihre Seele, ihr ganzes Wesen in sich aufgenommen, hineingerissen in den Lichtsturm seiner Liebe. Sie spürte das göttliche Leben, das ihr armes, hinfälliges, geschöpfliches Sein ganz in sich aufsog, bis in die letzte Faser durchflammte und durchglühte mit Seiner Kraft und Fülle. Es war ihr, als könnte sie nicht mehr leben, und doch fühlte sie sich wie neu erschaffen.

Mit stammelnden Worten hatte sie damals der Meisterin darüber berichtet. Aber die schloß sie nur schweigend in ihre Arme. Verstanden hatte sie das Mädchen nicht.

Jutta und die Magistra dachten an einen anderen hohen Gnadentag, der nun dicht bevorstand. Am Himmelfahrtstag unseres Herrn würde Erzbischof Adalbert von Mainz den drei Klausnerinnen den Schleier der Christusbrautschaft geben. Ein Tag höchster Weihe würde das sein, ein Tag, dem sie schon lange mit ganzer Seele entgegenharrten.

Plötzlich blieb das Spinnrad stehen. Hildegard schaute wie in weite, weite Ferne. Ernst und Trauer lag in ihrem Blick. Da ließen auch die beiden anderen ihre Arbeit sinken.

"Was ist, Hildegard?" fragte die Magistra.

"Der Erzbischof Adalbert von Mainz wird uns den Schleier nicht reichen", antwortete Hildegard fast tonlos.

"Warum denn nicht?" widersprach die Meisterin. "Es ist doch alles so für den Himmelfahrtstag beschlossen."

"Der Kaiser hat den Erzbischof gefangennehmen und in ein Burgverlies werfen lassen", sprach Hildegard leise.

"Aber nein, du irrst mein Kind", lächelte die Meisterin. "Herr Adalbert ist doch des Kaisers Kanzler, der erste an seinem Thron. Das kann nicht sein, was du sagst."

Aber Hildegard sprach, die Augen immer noch wie ins Leere gerichtet:

"Ich sehe viele Geharnischte nach Mainz reiten. Sie tragen des Königs Wappen. In den Saalhof des Erzbischofs dringen sie ein, nehmen ihn gefangen. Ich sehe Herrn Adalbert in großen Elend. Ketten trägt er an Händen und Füßen und liegt in finsterem Kerker, in den niemals ein Strahl der Sonne dringt. Wir wollen beten für unseren Erzbischof."

Lange ward kein Wort gesprochen. Schweigend nahmen die Klausnerinnen ihre Arbeit wieder auf. Emsig stichelten die Nadeln, und das Spinnrad begann wieder zu schnurren. Jutta warf hin und wieder einen seltsamen Blick auf ihre Gefährtin, als wäre sie ein Wesen aus fremder Welt. Die Meisterin aber mußte daran denken, wie oft solche Gesichte der kleinen Hildegard sich schon bewahrheitet hatten. Hatte sie nicht auch das schreckliche Unheil gesehen, das zu Rom entstand, als Heinrich V. im vergangenen Jahr zum Kaiser gekrönt werden sollte? Einige Wochen später war die Kunde des furchtbaren Sakrilegiums nach Deutschland gekommen und hatte alles bestätigt, was Hildegard geschaut hatte.

Der König hatte den Papst, der mit der Krönung aus guten Gründen zögerte, in der St. Peterskirche mit Waffengewalt gefangennehmen lassen. Blut war über das Grab des Apostelfürsten geflossen. Unsäglich viel Blut strömte wenig später durch die Straßen Roms, als die Bürger der ewigen Stadt sich gegen den König empörten und die Freilassung Paschalis' II. erzwingen wollten. Größeres Unheil zu vermeiden, hatte der Papst schließlich nachgegeben und Heinrich V. gekrönt.

Alles das hatte Hildegard in ihrer stillen Klause gesehen, und so wie sie es sah, trug es sich zu.

Neu war dann der unselige Streit zwischen Kaiser und Papst aufgeflammt, als Heinrich V. bei der Besetzung der Bischofsstühle die Rechte der Kirche vergaß. Eine Synode zu Vienne sollte gar den Kaiser mit dem Bann belegt haben. Die alte Wunde im Herzen des deutschen Volkes blutete wieder und würde wohl nimmer heilen.

Aber was Hildegard soeben gesagt hatte, konnte doch nicht sein. Wahr nicht Herr Adalbert von Mainz des Kaisers Kanzler? War er nicht sein treuester Schildträger im Reich wie in Rom? Nein, das war undenkbar, daß Heinrich ihn nunmehr ins Elend stieß.

Plötzlich schreckten die drei Klausnerinnen aus ihrem Sinnen auf. Schritte kamen auf die Einsiedelei zu. Heftig klopfte es am Laden des Redefensters. Als Jutta erschrocken auftat, sah sie vor sich einen der älteren Klosterschüler, der ihr erregt zurief:

"Ich muß die Meisterin sprechen, Jutta!"

"Du, Volmar? fragte das Mädchen erstaunt.

"Auftrag vom Vater Abt!" erwiderte der Junge.

"Was gibt's?" fragte die Magistra, die nun auch hinzugetreten war.

"Botschaft vom Vater Abt!" berichtete Volmar mit fliegendem Atem. "Erzbischof Adalbert von Mainz ist in der vergangenen Nacht überfallen und auf Befehl des Kaisers nach Trifels gebracht worden. Dort hat man ihn ins Burgverlies geworfen. Abt Burchhard fordert Euch auf, unseres Herrn vor Gott zu gedenken."

"Aber wie konnte denn das geschehen?" forschte die Magistra ganz verstört.

"Der Erzbischof hat sich von dem gebannten Kaiser losgesagt und auf die Seite der Kirche gestellt. Darum traf ihn Heinrichs Zorn."

"Gott sei ihm gnädig!" flüsterte die Magistra.

"Weiter sagt der Herr Abt, es sei möglich, daß die Kaiserlichen, die des Erzbischofs Burgen und Schlösser bestürmen werden, auch am Kloster des heiligen Disibod nicht kampflos vorübergehen."

"Und wird das Kloster verteidigt werden?" fragte die Meisterin bebend.

"Wir werden kämpfen", antwortete Volmar mit fester Stimme. "Das Kloster hat starke Mauern, und der Männer und Waffen sind genug im Hause des heiligen Disibod. Ihr aber möget beten, daß der Herr uns gnädig sei!"

"Alle Heiligen, steht uns bei!" stammelte Jutta erschrocken.

"Habt keine Angst", tröstete Volmar. "An gottgeweihte Jungfrauen werden auch die Soldaten des Gebannten ihre Hand nicht legen. Zudem werden wir euch zu schützen wissen."

*

Die nächsten Wochen brachten viel Lärm und Sorge. Oft loderte vom Rhein her heller Feuerschein in die Nacht. Gar manches Mal suchten die Hörigen des Klosters Schutz hinter den festen Mauern der Abtei, weil allerlei Kriegsvolk, das keiner gerufen hatte, sich im gesegneten Nahetal herumtrieb. Unablässig beteten und opferten die drei Inklusen auf dem Disibodenberg. Wenn aber die beiden anderen zuweilen den Mut verloren und sich vor kommendem Unheil erschreckten, blieb Hildegard völlig furchtlos.

"Wir stehen in gutem Schutz", sagte sie mit ruhiger Gelassenheit.

"Ja, freilich", seufzte Jutta. "Die Klosterscholaren halten die Wache vor unserer Klause. Gestern abend spät noch habe ich den blonden Volmar und den roten Konrad vor dem Redefenster herumstreifen sehen, als ich nach dem Feuerschein im Rheintal Ausschau hielt."

"Wir stehen in Gottes Hut", lächelte Hildegard. "Dem Kloster wird kein Leid widerfahren." Den tiefen Herzensfrieden konnte ihr auch der Sturm der wilden Zeit nicht zerstören. Ihre Gebete aber galten dem gefangenen Erzbischof und ihrem Bruder Hugo, der sich in Mainz auf das heilige Priestertum vorbereitete. An ihn dachte sie oft in schwesterlicher Sorge und Liebe, und immer wieder flehte sie in innigem Gebet: "Halte Deine Hand über ihn, Herr, und schütze ihn vor Leid!"

*

Allmählich verzogen sich die dunklen Wolken, die mitten im Frühling so drohend über dem Kloster des heiligen Disibod gehangen hatten. Die Mönche und Knechte trugen Schwerter und Morgensterne in die Waffenkammer zurück, und friedlich hallten wieder Hammer und Kelle statt des Waffenlärms. Von weither kamen die Leute, um den frommen Söhnen des heiligen Benedikt, bei denen sie in Sturmzeiten Schutz und gastliche Aufnahme

fanden, beim Neubau zu helfen. Nicht nur die Hörigen des Klosters, sondern auch manch freier Bauer ließ die Arbeit in Acker und Weinberg warten, um Kalk und Sand, Steine und Holz auf den Disibodenberg hinaufzukarren. Um Gotteslohn ward alles getan. Eine andere Bezahlung wollte keiner als einen Kanten Brot und ein Stück saftigen Klosterkäse, den Bruder Sturmi fröhlichen Herzens verteilte; auch ein Trunk Braunbier oder ein Humpen Nahewein, den Bruder Odo der Kellermeister, reichte, ward gerne genommen. Lachen und Scherzen gab es genug auf dem Bauplatz, wenn mancher auch die schwere Arbeit als ein Bußwerk für seine Sünden tat.

Natürlich durften die Mönche und Scholaren nicht feiern, wenn fremdes Volk die Hände regte. Zuweilen erschien Volmar mit völlig verstaubter Kutte am Fenster der Klause und bat lachend um einen Trunk Wein, den Jutta oder Hildegard ihm von Herzen gern reichte.

"So einen Tropfen, wie ihr habt, gibt's im ganzen Klosterkeller keinen!" lachte er dann und leckte sich die Lippen.

*

Trotz der schweren Heimsuchung, die über das Erzstift gekommen war, brachte der Himmelfahrtstag dennoch den drei Klausnerinnen das so sehnlichst erwartete Glück der Gottweihe.

Im Glanz goldstrahlender Gewänder thront vor dem Hochaltar der Abteikirche ein Mann, aus dessen Antlitz gleich Hoheit, Frömmigkeit und eine große Güte leuchten. Es ist Bischof Otto von Bamberg, des Reiches ehemaliger Kanzler, der Wohltäter der Armen, der Förderer der Klöster, den man weithin gar den Vater der Mönche nennt. Für den gefangenen Herrn Adalbert leitet er jetzt das Mainzer Erzbistum.

Soeben haben die Meisterin und deren Nichte das Gelübde steter Jungfräulichkeit abgelegt. Nun kniet Hildegard vor dem Kirchenfürsten, der ihre gefalteten Hände in die seinen schließt. Die Augen werden ihm hell, da er dies reine, anmutsvolle Kind an den Altarstufen sieht, das den herrlichen Frühling seines jungen Lebens Gott zu schenken bereit ist. Und dennoch ist das zarte Mädchen von einer Hoheit und Würde, die der Bischof noch niemals auf eines Menschen Antlitz gesehen. Das ist der Adel der Gotteskindschaft, geht es ihm durch den Sinn.

Eine Weile hält Otto von Bamberg des Mägleins bebende Hände umfaßt. Dann fragt er mit fester Stimme:

"Versprichst du, die Jungfräulichkeit allezeit zu bewahren?"

Und die Antwort kommt froh und hell, wie von heiligem Jubel erfüllt:

"Ja, ich verspreche es!"

Nein, das ist kein Kind, das unwissend sein Opfer bringt, dieses Mädchen weiß, was das Gelöbnis, das es soeben ausgesprochen hat, von ihm fordert. Da zittert wahrhaftig des Bischofs Stimme, als er in tiefster Ergriffenheit die Worte spricht, "Dank sei Gott!" Hildegard aber küßt voll Andacht den Hirtenring des Kirchenfürsten, erhebt sich und schreitet auf ihren Platz im Chor zurück.

Von den Scholaren gesungen, hallt silberhell der bräutliche Ruf aus dem Hohenlied:

"Komm, meine Erwählte, meinen Thron will ich setzen in dich;
Denn den König verlangt es nach deiner Schönheit.
Höre, Tochter, und schau und neige dein Ohr;
Denn den König verlangt es nach deiner Schönheit."

Und abermals steigen die drei Erwählten die Altarstufen hinan, beugen die Knie und singen:

"In Christi Dienst stehe ich, darum trage ich mich wie eine Magd."

Laut fragt der Bischof:

"Wollt ihr feststehen in der heiligen Jungfräulichkeit, die ihr gelobt habt?"

Und hell klingt die Antwort: "Wir wollen es!"

Da legt der Bischof den Schleier über das Haupt einer jeden und spricht:

"Empfange den heiligen Schleier, daran man erkennen soll, daß du die Welt verlassen und dich Jesus Christus als Braut geschenkt hast — in Wahrheit und Demut und mit des Herzens ganzer Kraft. Er möge dich vor allem Übel bewahren und zum ewigen Leben führen. Amen!"

Aufrauscht die Harfe des Hohenliedes:

"Komm, Geliebte, vermählt zu werden! Der Winter ist vergangen, die Turteltaube lockt, die Weingärten duften in Blüte!"

Der Bischof steckt den Ring an die Hand der Gottesbraut:

"Ich traue dich Jesus Christus an, dem Sohn des höchsten Vaters, der dich unversehrt bewahren wolle. Empfange also den Ring der Treue, das Sinnbild des Heiligen Geistes, auf daß du Braut Gottes heißest und, wenn du Ihm in Treuen gedient hast, auf ewig gekrönt werdest!"

Jubel klingt von den Lippen der drei Erwählten:

"Ihm bin ich anvertraut, dem die Engel dienen, vor dessen Schönheit Sonne und Mond in Staunen stehen!"

Wieder springen die Himmel auf. Wieder lockt heiliger Ruf: "Komm, Braut Christi, empfange den Kranz, den dir der Herr bereitet hat auf ewig!"

Der Bischof schmückt mit blühender Myrte das Haupt der Geweihten:

"Empfange den Kranz, die Auszeichnung der Jungfrau! Wie du auf Erden durch meine Hände bekränzt wirst, so mögest du verdienen, auch von Christus im Himmel mit Herrlichkeit und Ehre umkränzt zu werden."

Frohlockend tönt die Antwort:

"Angetan hat mich der Herr mit dem Gewande von Gott gewirkt, und mit unschätzbaren Kleinodien hat er mich geziert."

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

"Das Christentum ist nicht Ruhekissen, nicht Ohrenschmaus, nicht Prunkgewand, sondern ernste Aufgabe, harte Arbeit, steter Kampf. Wer das übersieht, betrügt sich selbst und bringt sich um das Wesentliche und Wertvolle. Er hat die Schale in der Hand — ohne Kern" (Beda Nägele). Wir aber wollen den Kern. Dieser Kern heißt: Tätige Gottes- und tätige Nächstenliebe. Liebe ist ein Geben ohne Grenzen, ohne Maß. Es kommt die Liebe jedoch nicht ohne Glauben. Weil wir glauben, daß es wirklich aller Mühen wert ist, Liebe zu geben, schenken mit Hand. und Herz. Auch unsere Studentenbursen sind Taten der Liebe, an der viele teilnehmen. Wir wollen armen Priesterstudenten helfen, trotz Armut und Not den großen Tag ihrer Weihe zu erreichen. Wir tun es, weil Gott es so will. Der Priestermangel wird tagtäglich größer — die Größe der Liebe zu Gott und zum Nächsten muß und wird auch helfen.

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,259.37
Ferdinand Balling, Brampton, Ont.	1.00
Ein Freund, Marquette, Man.	$5.00
	$2,265.37

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$2,172.25
Mr. & Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	10.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	30.00
Mrs. Marcelina Friedt, Leader, Sask.	2.00
Rosalia Schmidt, Richmond, B. C.	2.00
	$2,216.25

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,352.45
Lena Wenchiarutti, Ottawa, Ont.	5.00
Ein Freund, Regina, Sask.	10.00
Mr. & Mrs. N. Lix, McTaggart, Sask.	2.00
Jacob Lohrer, Mission City, B. C.	2.00
Eine Leserin, Tribune, Sask.	1.00
	$8,372.45

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

Erika Türpitz, **Der erste Christus von Oberammergau.** Novelle. (Main-Verlag, Frankfurt, 128 S. 6,80 DM).
Eine packende Erzählung aus den Tagen, da das Dorf Oberammergau um die erste Erfüllung seines Gelübdes rang, und die uns den tiefmenschlichen und heiligen Sinn der Passionsaufführung ergreifend nahezubringen vermag. Wer schon in Oberammergau war oder einmal dorthin zu kommen hofft, wird dieses Buch mitbesonderer Anteilnahme lesen. Es ist zugleich in einer englischen Ausgabe erschienen, die auch den ausländischen Touristen zeigen kann, daß das Passionsspiel mehr ist als ein Theater von Laienstars und eine oberbayerische Sehenswürdigkeit.

Maurice Zermatten, **Denn sie wissen nicht, was sie tun. Roman. (Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz, 10.80 DM).**
Dieser Roman des Schweizer Erzählers ist in Frankreich mit dem "Großen katholischen Literaturpreis 1959" ausgezeichnet worden. Ein Gastwirt, der böse Geist eines Schweizer Dorfes am Fuß der Walliser Alpen, das ganz dem modernen Sog des Wohlstandes verfällt, und der Pfarrer des Dorfes stehen sich in einem erschütternden Kampf gegenüber. Der Priester unterliegt äußerlich der satanischen Bosheit und kommt im Gefängnis um. Aber das Antlitz Christi, dem er nachfolgte, leuchtet unabweisbar durch die letzten Seiten des Buches.